

TILMAN VENZL

WAS IST ANTIMILITARISTISCHE LITERATUR?

Das Beispiel *Der Hauptmann von Köpenick*,
mit einem unbekanntem Kommentar Carl Zuckmayers

Am 16. Oktober 1906 verkleidete sich der Habenicht und notorische Kleinkriminelle Wilhelm Voigt als preußischer Hauptmann, brachte einen Trupp Soldaten unter sein Kommando und besetzte das Bürgermeisteramt von Köpenick. Dabei erbeutete er nicht nur eine größere Geldsumme, sondern offenbarte auch, welch weitreichende Handlungslizenzen das Militär in der Kaiserzeit besaß. Die Öffentlichkeit, die hinter diesem Hochstapler ein »modernes Genie[]« vermutete, reagierte mit Begeisterung, gar mit einer regelrechten »Hysterie« – selbst »Nachahmer« traten auf den Plan.¹ Ikonische Gestalt haben diese Ereignisse in Carl Zuckmayers Erfolgsstück *Der Hauptmann von Köpenick* erhalten, in dem der Autor den Stoff nach eigener Auskunft »völlig frei« (VII, 323) behandelte.² Unter anderem stellt sich sein Protagonist am Ende des Stücks, anders als das historische Vorbild, freiwillig den verblüfften Ermittlern und ist auch zu einem umfassenden Geständnis bereit, sofern ihm dafür ein Pass zugesichert wird. Heiter und leutselig zieht er auf allgemeinen Wunsch nochmals jene Uniform an, die ihm nach eigenem Dafürhalten »janz alleene« (VII, 443) seinen Coup ermöglicht hat. Das Dramengeschehen endet mit Voigts Reaktion, als er sich beim Blick in den Spiegel erstmals in Montur betrachtet:

Er steht mit dem Rücken zum Publikum. Direktor tritt mit den anderen beiseite, beobachtet ihn. Voigt steht zuerst ganz ruhig – dann beginnen seine Schultern zu zucken, ohne daß man einen Laut hört – dann beginnt seine Gestalt zu schüttern und zu wanken, daß der Portwein aus dem Glas schwappt – dann dreht er sich langsam um – lacht – lacht immer mehr, lacht übers ganze Gesicht, mit dem ganzen Körper, aus dem ganzen Wesen – lacht,

- 1 Stephan Porombka, Felix Krulls Erben. Zur Geschichte der Hochstapelei im 20. Jahrhundert, Berlin 2001, S. 58 f.
- 2 Im Folgenden wird unter Angabe der Bandnummer und der Seitenzahl zitiert nach Carl Zuckmayer, Werkausgabe in zehn Bänden, 1920–1975, Frankfurt a. M. 1976.

bis ihm der Atem wegbleibt und die Tränen herunterlaufen. Aus diesem Lachen formt sich ein Wort – erst leise, unverständlich fast – dann immer stärker, deutlicher, endgültiger – schließlich in neuem, großem, befreitem und mächtigem Gelächter alles zusammenfassend Unmöglich!! (VII, 445 f.)

Das unbändige Lachen des Protagonisten wird von der Forschung zumeist unter politischen Auspizien kommentiert und etwa als »satirische[r] Hieb«³ oder als »ätzende[] Kritik«⁴ gewertet. Die Deutung des Dramenschlusses als satirische Entlarvung einer gesellschaftlichen Problemlage speist sich wesentlich aus der Annahme, dass Zuckmayer den »Militarismus im Wilhelminismus«⁵ darstellen und kritisieren wollte. Da das Dargestellte bekanntlich »vom Grauen der Geschichte eingeholt und überholt worden«⁶ ist, wird dem Autor aber mitunter auch der moralische Vorwurf gemacht, dass er in der satirischen Darstellung nicht weit genug gegangen sei und dadurch letztlich einer trügerischen Harmonisierung das Wort geredet habe.⁷

- 3 Paul Riegel, Zuckmayer: ›Der Hauptmann von Köpenick‹, in: Europäische Dramen von Ibsen bis Zuckmayer. Dargestellt an Einzelinterpretationen, hg. von Ludwig Büttner, 3. Aufl., Frankfurt a. M. 1965, S. 195–208, hier S. 208.
- 4 Helmuth Kiesel, Geschichte der deutschsprachigen Literatur, 1918–1933, München 2017, S. 1103.
- 5 Gunther Nickel, Zuckmayer, Carl, in: Killy Literaturlexikon. Autoren und Werke des deutschsprachigen Kulturraumes, Bd. 12, hg. von Wilhelm Kühlmann, 2. Aufl., Berlin und New York 2011, S. 710–712, hier S. 711. Vgl. auch Richard Albrecht, Carl Zuckmayer im Exil, 1933–1946. Ein dokumentarischer Essay, in: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 14 (1989), H. 1, S. 165–202, hier S. 177; Walter Dimter, Carl Zuckmayer: ›Der Hauptmann von Köpenick‹, in: Dramen des 20. Jahrhunderts. Interpretationen, Bd. 1, Stuttgart 1996, S. 345–372, bspw. S. 357; Anthony Grenville, Authoritarianism Subverting Democracy. The Politics of Carl Zuckmayer's ›Der Hauptmann von Köpenick‹, in: Modern Language Review 91 (1996), S. 635–647, bspw. S. 641 f. Gunther Nickel, »Ihnen bisher nicht begegnet zu sein, empfinde ich als einen der grössten Mängel in meinem Leben«. Der Briefwechsel zwischen Carl Zuckmayer und Ernst Jünger, in: Zuckmayer-Jahrbuch 2 (1999), S. 515–547, hier S. 517; Walter Schmitz, Das kleine Welttheater der Macht. Carl Zuckmayers ›Der Hauptmann von Köpenick‹, in: Zuckmayer-Jahrbuch 3 (2000), S. 377–415, bspw. S. 380; Dieter Cherubim, Der zackige Ton. Die Militarisierung der deutschen Sprache im 19. und 20. Jahrhundert, in: Zur Rolle der Sprache im Wandel der Gesellschaft, hg. von Matti Luukkainen, Helsinki 2002, S. 228–248; Bernhard Spies, Komik und komisches Drama bei Carl Zuckmayer, in: Zuckmayer-Jahrbuch 6 (2003), S. 423–451, hier S. 442 und Stefan Krammer, Das Drama mit der Uniform. Militarismus zwischen den Weltkriegen, in: Tropen des Staates. Literatur, Film, Staatstheorie, 1918–1938, hg. von dems., Stuttgart 2012, S. 175–192, hier S. 180–185.
- 6 Harald Weinrich, Carl Zuckmayer als Dramatiker, in: Jahrbuch der Bayerischen Akademie der Schönen Künste in München 13 (1999), H. 2, S. 613–619, hier S. 615.
- 7 Dieser Vorwurf wurde besonders prononciert von DDR-Wissenschaftlern formuliert. Vgl. Paul Rilla, Zuckmayer und die Uniform, in: Dramaturgische Blätter. Monatsschrift für

Wie auch immer Zuckmayers satirische Konsequenz beurteilt wird, der militarismuskritische Interpretationsansatz hat den älteren Leitfragen nach den literaturgeschichtsimmanenten Bezügen⁸ und den autorpoetischen Positionen⁹ in der jüngeren Forschung eindeutig den Rang abgelaufen. Da der historische Fall Voigts so prominenten Historikern wie Thomas Nipperdey, Hans-Ulrich Wehler oder Wolfram Wette geradezu als Paradebeispiel des preußischen Militarismus gilt,¹⁰

- Literatur und Bühne 2 (1948), H. 7, S. 289–302 und Wilfried Adling, Die Entwicklung des Dramatikers Carl Zuckmayer, in: Schriften zur Theaterwissenschaft, Bd. 1, Berlin 1959, S. 9–286, hier S. 105–134, der u. a. vom »schäbigen bürgerlich-liberalen Kompromißlerium« spricht (S. 112). Vgl. auch Mary Stewart, Zuckmayer: »Der Hauptmann von Köpenick«, in: Landmarks in German comedy, hg. von Peter Hutchinson, Oxford u. a. 2006, S. 179–193, hier S. 191 f.
- 8 Vgl. v. a. die gängige Klassifizierung als »Volksstück« von Martin Greiner, Carl Zuckmayer als Volksdichter [1958], in: Theater und Gesellschaft. Das Volksstück im 19. und 20. Jahrhundert, hg. von Jürgen Hein, Düsseldorf 1973, S. 161–173, hier S. 168 f.; Walter Hinck, Das moderne Drama in Deutschland. Vom expressionistischen zum dokumentarischen Theater, Göttingen 1973, S. 139–141; Jürgen Hein, Zuckmayer: »Der Hauptmann von Köpenick« [1977], in: Carl Zuckmayer. Materialien zu Leben und Werk, hg. von Harro Kieser, Frankfurt a. M. 1986, S. 47–70 und Thomas Schmitz, Das Volksstück, Stuttgart 1990, S. 39–43. – Einen etwas in die Jahre gekommenen Überblick über die Forschung gibt Hans Wagener, Carl Zuckmayer Criticism. Tracing Endangered Fame, Columbia 1995, S. 54–68. Vgl. ferner die bibliographischen Hinweise in Ingrid Bigler-Marschall, Zuckmayer, Carl, in: dies., Deutsches Theater-Lexikon. Biographisches und bibliographisches Handbuch, Bd. 7, Berlin und Boston 2012, S. 3870–3890, mit Hinweisen auf die gängigen Bibliographien, S. 3874, zum »Hauptmann von Köpenick«, S. 3883–3885.
- 9 Vgl. v. a. Ingeborg Engelsing-Malek, Zuckmayers Dramen, Konstanz 1960, S. 48–64, Henry Glade, The Motif of Encounter in Zuckmayer's Dramas, in: Kentucky Foreign Language Quarterly 10 (1963), S. 183–190 und E. Speidel, The Stage as Metaphysical Institution. Zuckmayer's Dramas »Schinderhannes« and »Der Hauptmann von Köpenick«, in: The Modern Language Review 63 (1968), H. 2, S. 425–436. Vgl. zu Zuckmayers Autorpoetik nach 1945 Henry Glade, Carl Zuckmayer's Theory of Aesthetics, in: Monatshefte für deutschsprachige Literatur und Kultur 52 (1960), H. 4, S. 163–170 und Hans Wagener, Vom metaphysischen und dichterischen Theater. Zuckmayers Dramentheorie [1983], in: Carl Zuckmayer. Materialien zu Leben und Werk, hg. von Harro Kieser, Frankfurt a. M. 1986, S. 136–146.
- 10 Vgl. Thomas Nipperdey, War die Wilhelminische Gesellschaft eine Untertanen-Gesellschaft? [1985], in: Nachdenken über die deutsche Geschichte. Essays, München 1986, S. 172–185, hier S. 173; Hans-Ulrich Wehler, Deutsche Gesellschaftsgeschichte, 5 Bde., München 1987–2008, hier Bd. 3, S. 821 f. und Wolfram Wette, Militarismus in Deutschland. Geschichte einer kriegerischen Kultur, Darmstadt 2008, S. 78 f. Bezeichnenderweise sind längere Passagen Wehlers abgedruckt bei Hartmut Scheible, Erläuterungen und Dokumente. Carl Zuckmayer: »Der Hauptmann von Köpenick«, Stuttgart 2000, S. 144–148, 152–154. – Vom historischen Fall auf die fiktionale Gestaltung schließen u. a. Thomas Rohkrämer, Der Militarismus der »kleinen Leute«. Die Kriegervereine im deutschen Kaiserreich, 1871–1914, München 1990, S. 36, Anm. 66 und Sabina Brändli, Von »schneidigen Offizieren« und »Militärcrinolinenc«.

scheint dies auf den ersten Blick auch durchaus zwingend. Zuckmayers Absichtsbekundung in seiner Autobiographie von 1966, dass das Militär »nicht blindlings verdammt und verteufelt« (II, 458) werden sollte, steht der antimilitaristischen, satirischen Lesart des Stücks allerdings eher entgegen. Außerdem hatte er bereits wenige Jahre zuvor von der »liebenswerten Beschränktheit und ernsthaften Komik« einer der Militärfiguren des Stücks gesprochen und auf sein Wirkungsziel des »richtige[n] Lachen[s]« hingewiesen, das den »Keim des richtigen Denkens«, des »Nachdenkens« in sich trage.¹¹

Ich werde im Folgenden argumentieren, dass die Kategorie des Militarismus für das Verständnis des *Hauptmann von Köpenick* wenig geeignet ist, wenn damit – so der gängige, aber äußerst vage »Relationsbegriff« – pauschal die »Entartungen« und »Gefahren« bezeichnet werden, die aus einem »unangemessene[n] Übergewicht des Militärs in Staat und Gesellschaft« herrühren.¹² Stattdessen erlaubt eine genaue, für die Geschichte des Militarismusbegriffs sensible Rekonstruktion von Zuckmayers Haltung zur wilhelminischen Gesellschaft und ihrer militärischen Prägung eine neue, im Hinblick auf den politischen Gehalt adäquatere Interpretation: Das Stück entlarvt nicht das Militär als eine repressive, gesellschaftsbestimmende Gewaltagentur, sondern vielmehr eine Zuckmayer zufolge spezifisch deutsche Neigung zur Verabsolutierung äußerer Regeln, die im Militär besonders deutlich zum Ausdruck kommt. Durch sein Schelmenstück behauptet der Protagonist Wilhelm Voigt den legitimen Anspruch, dass nicht lebensfeindliche, abstrakte Prinzipien, sondern der einzelne Mensch der Zweck der Gesellschaftsordnung zu sein habe. Insgesamt geht es Zuckmayer darum, im Moment des Aufstiegs der Nationalsozialisten humorvoll und versöhnlich an einen Patriotismus zu appellieren, der sich auf den universellen Wert der Humanität verpflichtet. Das Beispiel Zuckmayers soll auch allgemein für die Möglichkeiten und Grenzen der Kategorie Militarismus für literaturwissenschaftliche Untersuchungsinteressen sensibilisieren.

Zu diesem Zweck werde ich in meinem *ersten* Argumentationsschritt die gängigen Etikettierungen der historischen Köpenickiade als Dokument des Antimilitarismus problematisieren, indem ich die zugehörigen geschichtstheoretischen und weltanschaulichen Rahmenannahmen aufzeige. Da die historische Forschung die Vorstellung des *einen* Militarismus heute weitgehend verabschiedet

Aspekte symbolischer Männlichkeit am Beispiel preußischer und schweizerischer Uniformen des 19. Jahrhunderts, in: *Militär und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert*, hg. von Ute Frevert, Stuttgart 1997, S. 201–228, hier S. 212.

11 Carl Zuckmayer, *Die Judenfrage* [1959/60], in: Hartmut Scheible, *Erläuterungen und Dokumente*, S. 55 f. hier S. 56.

12 Jutta Nowosadtko, *Krieg, Gewalt und Ordnung. Einführung in die Militärgeschichte*, Tübingen 2002, S. 112.

hat, sollte auch die Literaturwissenschaft den Begriff kontextgenau und diskurs- und ideenhistorisch skrupulös einsetzen (I). Auf der Grundlage dieser Überlegungen werde ich *zweitens* Zuckmayers Haltung zur Kategorie des Militarismus sowie zum Militär, vor allem während der Weimarer Republik, soweit rekonstruieren, als dies für das Verständnis des *Hauptmann von Köpenick* nötig ist. Der für den Autor konstitutive Gegensatz von pazifistischer Gesinnung und positiver Haltung zur eigenen Kriegserfahrung war, anders als die Forschung annimmt, keine Besonderheit, sondern durchaus zeittypisch und verband sich bei Zuckmayer mit einem prorepublikanischen Humanismus (II). Unter Einbezug eines der Forschung unbekanntem Autorkommentars lässt sich schließlich *drittens* zeigen, dass in Zuckmayers *Deutschem Märchen* vom Militär nur insofern Gefahren ausgehen, als es auf Kosten des konkreten Individuums dem abstrakten Ordnungsprinzip Dignität verleiht. Voigts Belagerung des Köpenicker Rathauses ist bei Zuckmayer als eine listige Verteidigung des Menschen angelegt, der gegen die vermeintlich spezifisch deutschen Autonomisierungstendenzen sozialer Ordnung gefeit werden muss. Zuckmayers durchaus generell gemeinte Warnung vor den Gefahren einer Degeneration des deutschen Wesens bezieht sich auch konkret auf den Nationalsozialismus, der seit September 1930 die zweitstärkste Kraft im Reichstag bildete (III). Abschließend folgt *viertens* ein vollständiger Abdruck des erwähnten Autorkommentars, der über die Intentionen Aufschluss gibt, die Zuckmayer mit dem *Hauptmann von Köpenick* verband (IV).

I. Der Fall Voigt oder die Frage: Welcher Militarismus?

Wilhelm Voigt war – so Winfried Löschburg – fraglos ein Opfer »antihumane[r] gesellschaftliche[r] Bedingungen« und wurde insofern »zu einem gut Teil schuldlos schuldig«. Doch als »ein mehrmals Rückfälliger, der zielbewußt gegen die bestehenden Normen des Rechtslebens verstieß«, kann er schwerlich als »moralische Autorität« gelten.¹³ Obgleich Voigt damals vor der Ausweisung aus Berlin stand, steht der »eindeutig materielle[] Zweck des Überfalles«¹⁴ außer Frage, der den vermeintlichen Millionen im Bürgermeisteramt von Köpenick geglolten hatte. Da seine Hochstapelei allerdings ein enormes Medienecho provozierte,¹⁵ begriff

13 Winfried Löschburg, *Ohne Glanz und Gloria. Die Geschichte des Hauptmanns von Köpenick*, Berlin 1978, S. 216.

14 Ebd., S. 35.

15 Vgl. die Auswahldokumentationen *Denkwürdigkeiten des Hauptmanns von Köpenick. Der »Räuber-Hauptmann«* in der internationalen Karikatur und Satire, hg. von Albrecht Brinitzer, Berlin 1906 und *Der Fall Köpenick. Akten und zeitgenössische Dokumente zur Historie einer preußischen Moritat*, hg. von Wolfgang Heidemeyer, Frankfurt a.M. 1968,

er sich seinem Anwalt Walter Bahn zufolge mehr und mehr als »heldenhafte Persönlichkeit im Mittelpunkt des internationalen öffentlichen Interesses«. ¹⁶ Nach der aufgrund einer Begnadigung durch den Kaiser verkürzten Haftstrafe nutzte Voigt seine anhaltende Popularität, indem er sich – so Stephan Porombka – »[w]ie ein alter Medienprofi« ¹⁷ im großen Stil international zu vermarkten begann. Als er »bei einer Mainzer Fastnacht im Jahr 1910« (II, 454) auftrat, kam er übrigens auch dem damals dreizehnjährigen Zuckmayer zu Gesicht.

Die Tagespresse zeigte sich nicht zuletzt an der symptomatischen Bedeutung des Falls interessiert, wobei dessen Bewertung mit der jeweiligen politischen Gesinnung erheblich differierte. Als Beispiel für die liberale Presse mag die *Frankfurter Zeitung* gelten, für die der »willenlose[] Gehorsam« gegenüber (echten oder vermeintlichen) Soldaten »Zustände« enthüllte, »die nicht mehr erträglich genannt werden können«. ¹⁸ Derartige Bedenken wurden in der konservativen *Kreuzzeitung* durch den Hinweis zerstreut, dass die Köpenicker Stadtverwaltung die Unrechtmäßigkeit des Vorgangs hätte bemerken müssen. Da es sich daher lediglich um ein Kompetenzdefizit gehandelt habe, könne der »*Gaunerstreich in Köpenick*« schwerlich »zu einer politischen Sensation aufgebauscht« und »gegen den *Militarismus* ausgenutzt werden«. ¹⁹ Während es sich in den Augen der Konservativen also um einen Einzelfall handelte, der die Verhältnisse im Grunde rechtfertige, hoben die Liberalen auf den politischen Charakter der Ereignisse ab. Von dem Gedanken getragen, dass sich der Militarismus durch »die Entfaltung einer Industriegesellschaft im Rahmen eines liberalen politischen Systems« von selbst erledigen würde, erschien ihnen der Fall Voigt als Argument für die eigene Agenda. Eine ideologiekritisch zugespitzte dritte Position wurde von marxistischer Seite vertreten, der der Militarismus als ein Resultat der Klassengesellschaft galt und folglich auch nur durch eine »sozialistische[] Revolution« zu überwinden

S. 84–96. Die Theateraufführungen sind dokumentiert bei Roswitha Flatz, *Krieg im Frieden. Das aktuelle Militärstück auf dem Theater des deutschen Kaiserreichs*, Frankfurt a. M. 1976, S. 102–104. Am umfassendsten ist Philipp Müller, *Auf der Suche nach dem Täter. Die öffentliche Dramatisierung von Verbrechen im Berlin des Kaiserreichs*, Frankfurt a. M. u. a. 2005, S. 196–209, 216–228.

16 Zit. nach Gerhard Prause, *Niemand hat Kolumbus ausgelacht. Fälschungen und Legenden der Geschichte richtiggestellt*, Frankfurt a. M. und Hamburg 1969, S. 182.

17 Stephan Porombka, *Felix Krulls Erben*, S. 61. – Vgl. nicht zuletzt die autobiographische Rechtfertigungsschrift Wilhelm Voigt, *Wie ich Hauptmann von Köpenick wurde* [1909], Berlin 1986.

18 »Die Verhaftung des Köpenicker Hauptmanns«, in: *Frankfurter Zeitung und Handelsblatt*, Nr. 296, 26. 10. 1906, Abendblatt, S. 2.

19 »Der Gaunerstreich in Köpenick [...]«, in: *Neue Preußische Zeitung*, Nr. 489, 18. 10. 1906, Abend-Ausgabe, [S. 1].

sei.²⁰ Entsprechend meinte Karl Liebknecht: »[S]o wird die Lehre von Köpenick, die von der bürgerlichen Gesellschaft nicht befolgt werden kann, nichts anderes bleiben, als ein schlagkräftiges Agitationsmittel des Antimilitarismus.«²¹

In den verschiedenen Einlassungen spielte der Militarismus eine wichtige Rolle, und zwar durchaus im Sinne des »pejorativ-polemische[n]«²² Ursprungs des seit den 1860er Jahren in der politischen Sphäre gebräuchlichen Begriffs. Allerdings waren die hieraus jeweils abgeleiteten Folgerungen aufgrund der unterschiedlichen gesellschaftstheoretischen Rahmenannahmen divers. Insgesamt scheinen die Köpenicker Ereignisse den Zeitgenossen – so resümiert der Historiker Benjamin Ziemann – eher die »satirische[] Subversion des Militarismus« als dessen »ungebrochene Geltung« zu belegen.²³ Dass mit der eingangs erwähnten Bewertung des historischen Falls Voigt unter antimilitaristischen Vorzeichen keineswegs eine heitere Episode in diesem Sinne, sondern vielmehr die Enttarnung einer militärfixierten autoritativen Gesellschaftsordnung gemeint ist, erschließt sich erst im Zusammenhang der Militarismuskonzeption nach 1945.

In der nach dem Zweiten Weltkrieg kompromittierten und um Schuldabweis bemühten westdeutschen Gesellschaft verständigte sich das Gros der Historiker bald auf die These, dass die Verbrechen des Nationalsozialismus als »historische[r] Betriebsunfall«²⁴ anzusehen seien. Erst durch die Fischer-Kontroverse, die vor dem Hintergrund der deutschen Wiederbewaffnung, dem Eichmann-Prozess und wenig später den Frankfurter Auschwitz-Prozessen enorme Brisanz erhielt,²⁵

- 20 Volker R. Berghahn, *Militarismus. Die Geschichte einer internationalen Debatte*, aus dem Engl. übers., Hamburg u. a. 1986, S. 38.
- 21 Karl Liebknecht, *Militarismus und Antimilitarismus unter besonderer Berücksichtigung der internationalen Jugendbewegung*, Leipzig 1907, S. 35.
- 22 Werner Conze, Michael Geyer und Reinhard Stumpf, *Militarismus*, in: *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, Bd. 4, hg. von Otto Brunner, Werner Conze und Reinhart Koselleck, Stuttgart 1978, S. 1–47, hier S. 1.
- 23 Benjamin Ziemann, *Der ›Hauptmann von Köpenick‹. Symbol für den Sozialmilitarismus im wilhelminischen Deutschland?*, in: *Grenzüberschreitungen oder der Vermittler Bedrich Loewenstein. Festschrift zum 70. Geburtstag eines europäischen Historikers*, hg. von Vilém Prečan, Prag und Brünn 1999, S. 252–264, hier S. 260.
- 24 Volker R. Berghahn, *Militarismus*, S. 69.
- 25 Siehe zur Fischer-Kontroverse u. a. Immanuel Geiss, *Zur Fischer-Kontroverse. 40 Jahre danach*, in: *Zeitgeschichte als Streitgeschichte. Große Kontroversen nach 1945*, hg. von Martin Sabrow, Ralph Jessen und Klaus Große Kracht, München 2003, S. 41–57; Konrad H. Jarausch, *Der nationale Tabubruch. Wissenschaft, Öffentlichkeit und Politik in der Fischer-Kontroverse*, in: ebd., S. 20–40; Matthew Stibbe, *The Fischer Controversy over German War Aims in the First World War and its Reception by East German Historians, 1961–1989*, in: *The Historical Journal* 46 (2003), H. 3, S. 649–668 und Klaus Große Kracht, *Die zankende Zunft. Historische Kontroversen in Deutschland nach 1945*, Göttingen 2005, S. 47–67.

rückte die Frage nach der Kriegsschuld Deutschlands wieder in den Fokus der öffentlichen Geschichtsdeutung. Im Ergebnis der Debatte wurde der Militarismus zunehmend als innergesellschaftliches Phänomen begriffen und in den »Kontext der Modernisierungstheorie«²⁶ gerückt. In diesem Sinne spricht Hans-Ulrich Wehler im dritten Band seiner *Deutschen Gesellschaftsgeschichte* von einem Militarismus im Zeichen des »deutschen ›Sonderwegs«:

Militärische Gewohnheiten drangen im Deutschen Kaiserreich immer tiefer in das tägliche Leben ein: der Kommandoton und das Strammstehen, die herablassende Behandlung des Bürgers durch den Offizier [...]. Im Verhaltensstil, in der Sprache und Denkweise wurde die Dominanz des Militärs bereitwillig akzeptiert, imitiert und verinnerlicht. Seine Werte und Normen rückten an die Spitze der Ansehensskala [...]. Normative Lebensideale, Denkmuster und Habituszüge des Soldaten breiteten sich in der Gesellschaft aus. Der übermäßigen Hochschätzung des Militärs entsprach das zur Devotion neigende Unterlegenheitsgefühl des Zivilisten.²⁷

Die von Wehler behauptete Kontinuität eines im ›Dritten Reich‹ mündenden spezifisch deutschen ›Sozialmilitarismus‹,²⁸ den er bis in die Frühzeit des Königreichs Preußen zurückverfolgte,²⁹ ist in den letzten Jahren so nachhaltig in Frage gestellt worden,³⁰ dass Ute Frevert konstatieren kann: »[V]on einem seit dem 17. oder 18. Jahrhundert ungebrochenen Regime des Militarismus kann nicht die Rede sein.«³¹ In der jüngeren Forschung hat man sich folgerichtig darauf verständigt, statt eines einzigen Militarismus eine Vielzahl von Militarismustypen anzunehmen.³² In Bezug auf die Kaiserzeit wurden beispielsweise die Konzepte

26 Jutta Nowosadtko, *Krieg, Gewalt und Ordnung*, S. 116.

27 Hans-Ulrich Wehler, *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*, Bd. 3, S. 881 f.

28 Vgl. kritisch zu diesem Begriff u. a. Benjamin Ziemann, »Sozialmilitarismus und militärische Sozialisation im deutschen Kaiserreich, 1870–1914. Ergebnisse und Desiderate in der Revision eines Geschichtsbildes«, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 53 (2002), S. 148–164.

29 Vgl. Hans-Ulrich Wehler, *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*, Bd. 1, S. 246.

30 Vgl. u. a. Bernhard R. Kroener, »Eine Armee, die sich ihren Staat geschaffen hat«? Militärmonarchie und Militarismus, in: *Friedrich der Große in Europa. Geschichte einer wechselvollen Beziehung*, Bd. 2, hg. von Bernd Sösemann und Gregor Vogt-Spira, Stuttgart 2012, S. 233–249 und Benjamin Ziemann, *Militarism*, in: *The Ashgate Research Companion to Imperial Germany*, hg. von Matthew Jefferies, Farnham 2015, S. 367–382.

31 Ute Frevert, *Der preußische Militärstaat und seine Feinde*, in: *Zeitschrift für Ideengeschichte* 5 (2011), H. 4, S. 23–36, hier S. 36.

32 Dies wird neben den im Folgenden genannten Beiträgen u. a. auch gefordert von Detlef Vogel, *Militarismus – unzeitgemäßer Begriff oder modernes historisches Hilfsmittel? Zur*

des ›doppelten Militarismus‹,³³ des ›synthetischen Militarismus‹³⁴ oder des ›Integrationsmilitarismus‹³⁵ vorgeschlagen, die bei allen Unterschieden im Detail betonen, wie sehr militärische Verhaltens- und Wertmuster von der Zivilgesellschaft freiwillig aufgegriffen und mit staatlichen Partizipationsforderungen verbunden wurden. Der Begriff des ›Folkloremilitarismus‹ betont mehr die von der Zivilgesellschaft selbst hervorgebrachte und von den Obrigkeiten bisweilen skeptisch beäugte »weitgehend unpolitische[] Militärbegeisterung«³⁶ und militärische Festkultur, die einer »folkloristische[n] Logik« folgte, dabei »die kriegerische Zweckbestimmung des Militärs« ausblendete und keineswegs »als Ausweis einer allgemeinen ›Kriegsmentalität‹ mißverstanden werden« darf.³⁷

Die eingangs angeführten antimilitaristischen Deutungen des Falls Voigts basieren auf der Kontinuitätshypothese des deutschen Sonderwegs, mit der im Licht der gegenwärtigen gesellschaftsgeschichtlichen Forschung schwerlich noch historische Wirklichkeit beschrieben werden kann. Der Begriff Militarismus sollte folglich auch von der Literaturwissenschaft stets im Hinblick auf den Bezugsbereich und das Erkenntnisinteresse konkretisiert werden. Dabei ist die Beschreibung des gesellschaftlichen Kontexts, die sich an der geschichtswissenschaftlichen Typologie orientieren sollte, von der Frage zu unterscheiden, wie der jeweilige Autor innerhalb der Ideengeschichte des Militarismus zu verorten ist. Im Hinblick auf das Beispiel Zuckmayers ist zu konstatieren: Indem die historische Köpenickiade nicht mehr ohne Weiteres als kritische, einen autoritativen

Militarismuskritik im 19. und 20. Jahrhundert in Deutschland, in: Militärgeschichtliche Mitteilungen 39 (1986), S. 9–35, hier S. 9 und Jutta Nowosadtko, Krieg, Gewalt und Ordnung, S. 111.

- 33 Vgl. neben anderen Beiträgen desselben Autors konzise Stig Förster, Militär und Militarismus im deutschen Kaiserreich. Versuch einer differenzierten Betrachtung, in: Militarismus in Deutschland, 1871 bis 1945. Zeitgenössische Analysen und Kritik, hg. von Wolfram Wette, Münster u. a. 1999, S. 63–80.
- 34 Vgl. u. a. Frank Becker, Synthetischer Militarismus. Die Einigungskriege und der Stellenwert des Militärischen in der deutschen Gesellschaft, in: Das Militär und der Aufbruch in die Moderne, 1860–1890. Armeen, Marinen und der Wandel von Politik, Gesellschaft und Wirtschaft in Europa, den USA sowie Japan, hg. von Michael Epkenhans und Gerhard P. Groß, München 2003, S. 125–161.
- 35 Vgl. Bernhard R. Kroener, Integrationsmilitarismus. Zur Rolle des Militärs als Instrument bürgerlicher Partizipationsbemühungen im Deutschen Reich und in Preußen im 19. Jahrhundert bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges [2004], in: ders., Kriegerische Gewalt und militärische Präsenz in der Neuzeit. Ausgewählte Schriften, hg. von Ralf Pröve, Paderborn u. a. 2008, S. 83–107.
- 36 Jakob Vogel, »En revenant de revue«. Militärfolklore und Folkloremilitarismus in Deutschland und Frankreich, 1871–1914, in: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften 9 (1998), S. 9–30, hier S. 11.
- 37 Ebd., S. 29.

Gesellschaftszustand entlarvende Episode im kaiserzeitlichen Preußen gelten kann, ist auch die antimilitaristische Deutung des *Hauptmann von Köpenick* ihrer suggestiven Evidenz beraubt. Ob das Stück dennoch als antimilitaristisch gelten kann und was dies überhaupt heißen könnte, lässt sich nur hermeneutisch, also auf Basis einer genauen Rekonstruktion von Zuckmayers Haltung zum Militär und einer entsprechend revidierten Textinterpretation ermeszen.

II. Zuckmayer und *Der Hauptmann von Köpenick* im Zeichen des Militarismus?

Auf den ersten Blick scheint es hochplausibel, in Zuckmayer einen entschiedenen Antimilitaristen zu sehen, sei es in marxistischer oder liberaler Tradition oder gar im Sinne der Sonderwegsthese. Hierfür spricht nicht nur seine Charakterisierung des *Hauptmann von Köpenick* als »Warnung an das deutsche Volk vor neuem Nationalismus und Militarismus«,³⁸ die sich in seinem für das amerikanische Kriegsministerium verfassten *Deutschlandbericht* anlässlich einer Heidelberger Aufführung des Stücks im Dezember 1946 findet. Bereits während der Novemberrevolution 1918 unterzeichnete er einen Aufruf in Franz Pfemferts Zeitschrift *Die Aktion*,³⁹ in dem es hieß: »Der deutsche Militarismus liegt am Boden. Die Revolution marschieret.«⁴⁰ Außerdem sprachen Ludwig Marcuse und Alfred Polgar kurz nach der Premiere des *Hauptmann von Köpenick* als »erste Leser«⁴¹ vom »Fetisch«⁴² Montur, während Zuckmayer in einem Brief an Albrecht Joseph die

38 Carl Zuckmayer, *Deutschlandbericht für das Kriegsministerium der Vereinigten Staaten von Amerika*, hg. von Gunther Nickel, Johanna Schrön und Hans Wagener, Göttingen 2004, S. 118.

39 Vgl. zum politischen Profil der *Aktion* in der Weimarer Republik mit weiterer Literatur zuletzt Marcel Bois, »Jenseits des Expressionismus. *Die Aktion* als Zeitschrift kommunistischer Dissidenz während der Weimarer Republik«, in: *Expressionismus* 5 (2017), S. 25–36.

40 Vgl. »Aufruf der Antinationalen Sozialistischen Partei (A. S. P.) Gruppe Deutschland«, in: *Die Aktion* 8 (1918), H. 45/46, Sp. 583–586, hier Sp. 583.

41 Vgl. hierzu u. a. Lutz Danneberg, *Das Sich-Hineinversetzen und der sensus auctoris et primorum lectorum. Der Beitrag kontrafaktischer Imaginationen zur Ausbildung der hermeneutica sacra und profana im 18. und am Beginn des 19. Jahrhunderts*, in: *Theorien, Methoden und Praktiken des Interpretierens*, hg. von Andrea Albrecht u. a., Berlin u. a. 2015, S. 407–458.

42 Vgl. Ludwig Marcuse, *Ein deutsches Märchen [1931]*, in: Carl Zuckmayer, *Das Bühnenwerk im Spiegel der Kritik*, hg. von Barbara Glauert-Hesse, Frankfurt a. M. 1977, S. 170–172, hier S. 170 und Alfred Polgar, Carl Zuckmayer »Der Hauptmann von Köpenick« [1931], in: ders., *Kleine Schriften*, Bd. 5, *Theater* 1, hg. von Marcel Reich-Ranicki und Ulrich Weinzierl, Reinbek 1985, S. 520–523, hier S. 521.

»scheussliche[] Uniformmonomanie«⁴³ kritisierte. Noch in seiner 1966 erstveröffentlichten und hochehrreichen Autobiographie *Als wär's ein Stück von mir* brachte er das Stück mit dem durch »die Nationalsozialisten« initiierten »neuen Uniform-Taumel« in Verbindung (II, 455). Im erst kürzlich edierten deutschsprachigen Typoskript seiner 1940 in amerikanischer Übersetzung erschienenen autobiographischen Schrift *Second Wind* erblickt er überdies in manchem »preussischen Unteroffizier« eine »Art Vorstufe des Nazis«, »dem unbeschränkte Macht über andre gegeben ist und der sie desto ärger mißbraucht, je mehr er bei seinen Opfern eine qualitative oder menschliche Überlegenheit spürt«.⁴⁴

Bei genauer Prüfung offenbart dieses Bild eines dezidierten Antimilitaristen gleich welchen Zuschnitts allerdings Brüche: So sind Zuckmayers Einlassungen jeweils kurz nach den Weltkriegen erkennbar am Erwartungshorizont seiner jeweiligen Zielgruppe orientiert: 1918 an sozialistischen Studentengruppen und 1946 an der US-amerikanischen Kulturpolitik für Deutschland. Außerdem spielte der in der Öffentlichkeit so präzise und kontroverse Begriff des Militarismus für Zuckmayer keine besondere Rolle.⁴⁵ Wie eine Stelle im Typoskript von *Als wär's ein Stück von mir* verrät, dürfte Zuckmayer überdies auch der Sonderwegsthese skeptisch gegenübergestanden haben:

Nie hätte ich den ›Hauptmann von Köpenick‹ schreiben können, die Tragi-komödie der Bürokratie und des Untertanengeistes, wenn ich die Preussen nicht hätte schätzen und die Haltung ihrer Militärs verstehen lernen. | Das deutsche Heer, unter preussischem Einfluss, war stramm bis zum Nähteplatzen, (und schliesslich platzten sie auch). Aber es fehlte jene abscheuliche Systematik der Demütigung, Verachtung, Erniedrigung des Menschen, die Misshandlung des Schwächeren, die Ausnutzung gemeinster Instinkte, die man für immer mit dem Wort ›Nazi‹ verbindet. Schinderei kam vor, in den Grenzen des Kasernenhofs, aber niemals gegen wehrlose Gefangene oder Zivilisten im Feindesland.⁴⁶

43 Carl Zuckmayer an Albrecht Joseph, 11. 12. 1930, zit. n. Carl Zuckmayer und Albrecht Joseph, Briefwechsel, 1922–1972, hg. von Gunther Nickel, Göttingen 2007, S. 51–55, hier S. 52.

44 Carl Zuckmayer, *Second Wind*, in: Zuckmayer-Jahrbuch 12 (2013), S. 33–191, hier S. 63. Vgl. auch eine ähnliche Stelle in *Als wär's ein Stück von mir* (I, 209).

45 Bezeichnenderweise fehlt in Zuckmayers nicht zuletzt im militärischen Milieu spielenden Erzählungen *Eine Liebesgeschichte* (1933) und *Die Fastnachtsbeichte* (1959) jeder Hinweis, den man auf den Militarismus beziehen könnte.

46 Zit. nach Carl Zuckmayer und Gottfried Bermann Fischer, Briefwechsel. Mit den Briefen von Alice Herdan-Zuckmayer und Brigitte Bermann Fischer, 2 Bde., hg. von Irene Nawrocka, Göttingen 2004, Bd. 2, S. 409–412, hier S. 409 f.

Obleich diese Passage auf die Initiative des Verlegers Gottfried Bermann Fischer gestrichen wurde,⁴⁷ steht Zuckmayers Skepsis gegenüber der auf die deutsche Geschichte bezogenen Kontinuitätshypothese außer Frage. Denn er votierte ausdrücklich für den Begriff der »Kollektiv-Scham« (II, 468), mit dem Theodor Heuss dem Vorwurf der deutschen Kollektivschuld in letztlich exkulpatorischer Absicht begegnete.⁴⁸

Zuckmayers Haltung zum Militär, die offenbar mit keinem der gängigen Lager der Militarismuskussion zu identifizieren ist, erschließt sich erst im Kontext seiner eigenen Kriegserfahrungen, die er in seinen autobiographischen Schriften wiederholt thematisiert und auf ihre individuelle, generationenspezifische und allgemeinmenschliche Signifikanz befragt.⁴⁹ Betrachtete Zuckmayer den Militärdienst in seinen Jugendjahren als unliebsame unumgängliche Pflicht (vgl. u. a. I, 145, I, 199), wurde auch er vom »Augusterlebnis« erfasst. Die »ungeheure Kriegsbegeisterung« wollte er vom »Nationalismus« der 1930er Jahre allerdings streng getrennt und vielmehr als Ausdruck einer »revolutionäre[n] Seelenlage« verstanden wissen,⁵⁰ die auf eine »Sprengung des Kastengeistes« und auf eine »demokratisch[e]« Erneuerung des Staats abzielte (I, 200f.). Der Kriegsjahre an der Westfront erinnert er sich als einer Zeit »unmenschliche[r] Einsamkeit« (I, 236),⁵¹ aber auch des »Selbstbeweis[es]«, der »Kameradschaft«⁵² und der »Manneszucht« (I, 211). Bereits während des Kriegs habe er eine »merkwürdige Doppelexistenz« zwischen sozialistischer »Schwarmgeisteri« und »bedingungslos[er]« militärischer Pflichterfüllung geführt (I, 247). Als er 1918 schließlich als

47 Vgl. Gunther Nickel, Carl Zuckmayers Selbstzensur seiner Autobiographie *Als wär's ein Stück von mir* im Kontext der geschichtspolitischen Instrumentalisierung des Ersten Weltkriegs, in: Im Banne von Verdun. Literatur und Publizistik im deutschen Südwesten zum Ersten Weltkrieg von Alfred Döblin und seinen Zeitgenossen. Internationales Alfred-Döblin-Kolloquium Saarbrücken 2009, hg. von Ralf Georg Bogner, Bern u. a. 2010, S. 401–412.

48 Vgl. im Allgemeinen Jan Friedmann und Jörg Später, Britische und deutsche Kollektivschuld-Debatte, in: Wandlungsprozesse in Westdeutschland. Belastung, Integration, Liberalisierung, 1945–1980, hg. von Ulrich Herbert, Göttingen 2002, S. 53–90, S. 86f. sowie zu Zuckmayer im Besonderen Gunther Nickel, Zuckmayer und Brecht, in: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 41 (1997), S. 428–459, hier S. 445–447 und Dagmar Barnouw, Gespenster statt Geschichte, in: Zuckmayer-Jahrbuch 5 (2002), S. 77–125, hier S. 116–125.

49 Vgl. als Darstellung einiger in dieser Hinsicht wichtiger biographischer Stationen Susanne Buchinger, *Als wär's ein Stück von mir. Carl Zuckmayer und seine Haltung zu Krieg und Revolution*, in: Mainz und der Erste Weltkrieg, hg. von Hans Berkessel, Mainz 2008, S. 165–176.

50 Carl Zuckmayer, *Pro domo*, in: ders., *Die langen Wege. Betrachtungen*, Frankfurt a. M. 1996, S. 67–132, hier S. 83.

51 Zuckmayer hat wiederholt betont, seine Kriegserfahrung nicht ausdrücken zu können. Vgl. etwa I, 214.

52 Carl Zuckmayer, *Pro domo*, S. 92.

hochdekorierter Frontoffizier aus dem Krieg zurückkehrte, hatte er sich zu einem entschiedenen Pazifisten gewandelt, der in metaphysischen Kategorien denkend »die Einsamkeit der Kreatur durch eine große, schmerzhaftige Liebe«, eine »Weltliebe« zu überwinden trachtete.⁵³

Mit anderen ehemals »begeisterten Kriegsfreiwilligen«⁵⁴ wie Carlo Mierendorff, Hans Schiebelhuth oder Theodor Haubach, die alle in der ›Gemeinschaft‹ Wilhelm Fraengers verkehrten,⁵⁵ bildete Zuckmayer nach eigener Aussage einen Kreis von »Anhänger[n] der deutschen Revolution«, von »militante[n] Pazifisten und gläubige[n] Europäer[n]«. ⁵⁶ Dass Zuckmayer die Reichswehrminister Gustav Noske und Otto Geßler zudem als »Handlanger« des »republikfeindlichen Militärs« (II, 336) beziehungsweise als »militärhörig« (II, 397) verachtete, darf allerdings nicht über seine durchaus positive Haltung zur eigenen Kriegserfahrung hinwegtäuschen. Gemeinsam mit Mierendorff, der sich ebenfalls »ohne Bitterkeit oder Klage« an die Frontjahre erinnert habe, suchte Zuckmayer beispielsweise bei gemeinsamen Spaziergängen umliegende Hänge »nach guten Batteriestellungen« ab.⁵⁷ Und mit Erich Maria Remarque und Ernst Udet fühlte er sich in durchzechten Nächten durch die geteilte Fronterfahrung verbunden (vgl. II, 440). In den frühen 1920er Jahren kämpfte er in den von »nationalen rechtsstehenden Gegner[n] der Republik«⁵⁸ vereinnahmten *Friedericus-Rex*-Filmen in der »Schlacht bei Leuthen« (II, 357) mit, was er in seiner Autobiographie ohne jede Befangenheit berichtet. Bei deren Titel *Als wär's ein Stück von mir*, der auch dem dortigen Kapitel über den Ersten Weltkrieg vorangestellt ist, handelt es sich im Übrigen um ein Zitat aus Ludwig Uhlands vor allem in der NS-Zeit nachhaltig ideologisch funktionalisiertem Gedicht *Der gute Kamerad*.⁵⁹ Und in seinem Stück *Rivalen*, einer deutschen Bearbeitung von Maxwell Andersons und Laurence Stallings *What Price Glory*, ging es ihm ausdrücklich um die Darstellung des »elementaren Erlebnis[ses] der ›soldatischen Kameradschaft‹«. ⁶⁰ Denn anders

53 Carl Zuckmayer, *Second Wind*, S. 80.

54 Carl Zuckmayer, Carlo Mierendorff. Porträt eines deutschen Sozialisten [New Yorker Gedächtnisrede, 12. März 1944], in: *Aufruf zum Leben. Porträts und Zeugnisse aus bewegten Zeiten*, Frankfurt a. M. 1976, S. 37–65, hier S. 45.

55 Vgl. Petra Weckel, Wilhelm Fraenger (1890–1964). Ein subversiver Kulturwissenschaftler zwischen den Systemen, Potsdam 2001, zur ›Gemeinschaft‹ S. 65–84.

56 Carl Zuckmayer, Carlo Mierendorff, S. 46.

57 Ebd., S. 44.

58 Philipp Stiasny, *Das Kino und der Krieg. Deutschland 1914–1929*, München 2009, S. 387.

59 Vgl. u. a. Burkhard Sauerwald, Ludwig Uhland und seine Komponisten. Zum Verhältnis von Musik und Politik in Werken von Conradin Kreutzer, Friedrich Silcher, Carl Loewe und Robert Schumann, Berlin 2015, S. 246–280.

60 Carl Zuckmayer, *Kameraden*, in: ders., Katharina Knie. *Theaterstücke, 1927–1929*, Frankfurt a. M. 1995, S. 307–309, hier S. 309. Siehe auch die Kontextualisierung von Martin Bau-

als in »jede[r] Antikriegspropaganda« beruhe in der »Kameradschaft« ein »Weltgefühl[]«, »wodurch allein das egozentrische Verhalten, durch das letzten Endes allein Kriege möglich sind, erledigt wird.«⁶¹

Dennoch kann schwerlich mit Ulrich Fröschle vom »Selbstbewußtsein des Frontoffiziers«⁶² auf eine »Ambivalenz Zuckmayers in seiner Stellung zum Krieg«⁶³ geschlossen und seine liberale »republikanisch-demokratische[]«⁶⁴ Gesinnung eskamotiert werden. Denn Fröschles Zuschreibung basiert auf der Annahme eines Gegensatzes von republikanischem Selbstverständnis und positivem Kriegsgedenken, was im Licht der gesellschaftsgeschichtlich instrumentierten militärhistorischen Forschung nicht aufrechterhalten werden kann. Zwar gab es im überwiegend republikfeindlich gesinnten Militär der Zwischenkriegszeit eine kriegsverherrlichende Wertsetzung und eine illegale Aufrüstung, bei der nicht zuletzt auf Weltkriegssoldaten zurückgegriffen wurde.⁶⁵ Doch die unbezweifelbare »Gewalterfahrung«, einschließlich ihrer »symbolische[n] Aufladung« und »traumatischen Folgen«,⁶⁶ schlug sich bei den Soldaten keineswegs zwangsläufig in einer autoritären, brutalen und republikfeindlichen Gesinnung nieder. Vielmehr war das ideologische Spektrum der oftmals in Vereinen organisierten Veteranen bis 1933 durchaus breit und spannte sich von völkischen, nationalistischen und militanten bis zu kosmopolitischen, republikanischen und pazifistischen Positionen.⁶⁷

meister, Kampf ohne Front? Theatralische Kriegsdarstellungen in der Weimarer Republik, in: Ordnungen in der Krise. Zur politischen Kulturgeschichte Deutschlands, 1900–1933, hg. von Wolfgang Hardtwig, München 2007, S. 357–376.

61 Carl Zuckmayer an Albrecht Joseph, Ende März, zit. nach Carl Zuckmayer und Albrecht Joseph, Briefwechsel, S. 33–38, hier S. 37.

62 Ulrich Fröschle, Die »Front der Unzerstörten« und der »Pazifismus«. Die politischen Wendungen des Weltkriegserlebnisses beim »Pazifisten« Carl Zuckmayer und beim »Frontschriftsteller« Ernst Jünger, in: Zuckmayer-Jahrbuch 2 (1999), S. 307–360, hier S. 348.

63 Ebd., S. 344.

64 Ebd., S. 350. – Seine zunehmend liberale Position betont Zuckmayer auch im historischen Rückblick mit Nachdruck. Vgl. Albert Reif, Der Mensch ist das Maß. Ein Gespräch mit Carl Zuckmayer, in: Blätter der Carl-Zuckmayer-Gesellschaft 3 (1977), H. 1, S. 4–14, hier S. 4 f.

65 Vgl. für einen knappen Überblick Bernhard R. Kroener, Militär, Staat und Gesellschaft im 20. Jahrhundert, München 2011, S. 18–23.

66 Benjamin Ziemann, »Vergesellschaftung der Gewalt« als Thema der Kriegsgeschichte seit 1914. Perspektiven und Desiderate eines Konzepts, in: Erster Weltkrieg – Zweiter Weltkrieg. Ein Vergleich, hg. von Bruno Thoss und Hans-Erich Volkmann, Paderborn u. a. 2002, S. 735–758, hier S. 743.

67 Vgl. hierzu grundsätzlich Benjamin Ziemann, Contested Commemorations. Republican War Veterans and Weimar Political Culture, Cambridge u. a. 2013, aber auch bereits Heinrich August Winkler, Der Schein der Normalität. Arbeiter und Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik, 1924 bis 1930, Berlin und Bonn, v. a. S. 378–384 oder Benjamin

Neben dem Stahlhelm, dem Jungdeutschen Orden, dem Kyffhäuserbund und anderen Korporationen einerseits beanspruchten andererseits etwa auch das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold und der Reichsbund der Kriegsbeschädigten, Kriegsteilnehmer und Kriegerhinterbliebenen die Deutungshoheit über den Weltkrieg. Letztere wurden weitgehend von Sozialdemokraten getragen, besaßen erheblich mehr Mitglieder und setzten sich intensiv für eine öffentliche Gedenkkultur ein, die im Zeichen eines schlichten Humanismus und eines diffusen Republikanismus stand. Dabei wurde der Status als Kriegsteilnehmer als wesentlich erachtet, um dem kollektiven Massensterben und den individuellen Entbehrungen legitimerweise Sinn abzugewinnen zu können.

Obgleich Zuckmayer zunächst keinem dieser Verbände offiziell angehörte, deutet sich seine ideologische Nähe in der Formulierung von den »militanten Kriegsgegner[n]« an, die sich »durch die gemeinsame Kriegserfahrung in einer besonderen Weise verschworen fühlten« (I, 275). Im Dezember 1930 bezog er mit seiner Rede *Front der Unzerstörten* in der politisch aufgeheizten Debatte um das Verbot der Verfilmung von Remarques Roman *Im Westen nichts Neues* auch öffentlich Position:⁶⁸

Es ist in den Reihen der Rückschrittler heute vielfach vom »Frontgeist« die Rede, der sie zu Stahlhelmparaden und Kleinkaliberübungen anfeuert. Mit wahrhaftigem Frontgeist, mit dem Geist, den uns das unverlierbare und mit Worten oder Schilderungen nicht mittelbare Erlebnis der Front weckte, hat das aber nicht das geringste zu tun. *Unser* wahrhafter, echter Frontgeist [...] fühlt sich durch den Remarque-Film, auch durch seine amerikanische Fassung, keineswegs verletzt, sondern in vielerlei Hinsicht bestärkt und bekräftigt. Die Schreihälse gegen diesen Film [...] rekrutieren sich größtenteils aus zwei Parteien, nämlich aus denen, die den *Film* nicht kennen, und aus denen, die den *Krieg* nicht kannten. Die Jungen, die heute Heil rufen zu

Ziemann, Republikanische Kriegserinnerung in einer polarisierten Öffentlichkeit. Das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold als Veteranenverband der sozialistischen Arbeiterschaft, in: *Historische Zeitschrift* 267 (1998), S. 357–398.

68 Vgl. für die Debatte um Remarque mit Verzeichnung der wesentlichen Literatur Thomas F. Schneider, »Endlich die Wahrheit über den Krieg!« Erich Maria Remarques *Im Westen nichts Neues* als Kulminationspunkt in der Diskussion um den Ersten Weltkrieg in der Weimarer Republik, in: *Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes* 62 (2015), H. 1, S. 87–102. – Zuckmayer hatte *Im Westen nichts Neues* bereits zuvor euphorisch rezensiert. Vgl. Carl Zuckmayer, Erich Maria Remarque, »Im Westen nichts Neues« [1929], in: ders., *Aufruf zum Leben*, S. 93–97 und dazu auch Richard Albrecht, Persönliche Freundschaft und politisches Engagement. Carl Zuckmayer und Erich Maria Remarques »Im Westen nichts Neues«, 1929/30, in: *Blätter der Carl-Zuckmayer-Gesellschaft* 10 (1984), H. 2, S. 75–86.

Deutschlands Unheil, [...] wollen Soldat spielen, aber sie begreifen nicht, daß sie damit die Gefahr eines Krieges beschwören, gegen den der von 1918 ein romantischer, frischfröhlicher Feldzug war. Einen Krieg, der auch die letzte Spur eines persönlichen Heldentums auslöschen wird [...].⁶⁹

Zuckmayer reklamiert hier ganz im Sinne der linken prorepublikanischen Veteranenverbände die Deutungshoheit über den Ersten Weltkrieg und dessen künstlerische Gestaltung. Nach den in dieser Hinsicht ruhigen Goldenen Zwanzigern war es Helmuth Kiesel zufolge längst zu einer »Wiedergeburt des Kriegs der Deutungen« in der Literatur gekommen, die lediglich scheinbar eine »pazifistische[] Wende« und »einhellige[] literarische[] Ächtung des Kriegs« bedeutete.⁷⁰ Das zunehmende Übergewicht rechtsextremer Deutungsangebote spiegelte sich auch in der Vereinigung antidemokratischer, nationalistischer und völkischer Parteien zur Harzburger Front im Oktober 1931 wider. Die sich im Gegenzug als Zusammenschluss unter anderem des Reichsbanners und der SPD konstituierende Eisernen Front war »die einzige politische Organisation«, der Zuckmayer nach eigener Aussage »je angehört« hat (II, 466).⁷¹ Als diese Gruppierung einige Monate nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten zu existieren aufhörte, war er mit seiner Familie bereits fest nach Wiesmühl bei Salzburg übersiedelt.

Doch inwiefern ist dies alles auf den *Hauptmann von Köpenick* zu beziehen, den Zuckmayer immerhin just in dem Monat abschloss, in dem er sich öffentlich in die Debatte um die Remarque-Verfilmung einmischte? Für diese Frage verspricht Friedrich Sieburgs 1933 erschienenes und seinerzeit »viel diskutiertes« Buch *Es werde Deutschland* aufschlussreich zu sein. Denn noch vor Abschluss der Lektüre bekennt Zuckmayer sichtlich »begeistert« in einem Brief an Sieburg,⁷² dass in dem »Abschnitt: ›Nation? Machen wir!‹ [...] *haargenau das*« ausgedrückt sei, was er »im ›Hauptmann von Köpenick‹« habe »dartun woll[en]«. ⁷³ In diesem Kapitel

69 Carl Zuckmayer, *Front der Unzerstörten* [1930], in: *Blätter der Carl-Zuckmayer-Gesellschaft* 10 (1984), H. 2, S. 87–90, hier S. 88 f.

70 Helmuth Kiesel, *Geschichte der deutschsprachigen Literatur*, S. 774.

71 Vgl. zur Eisernen Front Carsten Voigt, *Kampfbünde der Arbeiterbewegung. Das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold und der Rote Frontkämpferbund in Sachsen, 1924–1933*, Köln u. a. 2009, S. 456–464.

72 Harro Zimmermann, *Friedrich Sieburg. Ästhet und Provokateur. Eine Biographie*, Göttingen 2015, S. 187.

73 Carl Zuckmayer an Friedrich Sieburg, 1. 4. 1933. Zit. nach Gunther Nickel, *Der Teufels Publizist – ein »höchst komplizierter und fast tragischer Fall«*. Friedrich Sieburg, Carl Zuckmayer und der Nationalsozialismus. Mit dem Briefwechsel zwischen Sieburg und Zuckmayer, in: *Zuckmayer-Jahrbuch* 5 (2002), S. 247–279, hier S. 250.

diagnostiziert Sieburg einen »deutschen Militarismus«, der unter dem Einfluss des Liberalismus und der »Triumphe der Technik« in den letzten Jahren vor dem Ersten Weltkrieg seiner sittlichen Qualität beraubt worden sei.⁷⁴ Anstatt eine wahre »deutsche[] Kohäsion«⁷⁵ zu bewirken, habe die »glänzende und verhätschelte Armee« einen »Mittelpunkt« des deutschen »Volk[s]« suggeriert, obgleich man lediglich »die Hacken zusammenklappte und den Bauch einzog«.⁷⁶ Der Beiträger der liberalen *Frankfurter Zeitung* und bekennende Anhänger der Schleicher'schen Querfrontstrategie neigte seit Ende der 1920er Jahre zunehmend neu-nationalistischen, elitären und autoritären Anschauungen zu.⁷⁷

Zuckmayers starke Resonanz auf Sieburgs Buch ist als Anpassung an die neuen politischen Realitäten in Deutschland und nicht als plötzlicher Meinungsumschwung zu verstehen.⁷⁸ Bereits am 11. Dezember 1930 hatte Zuckmayer gegenüber Albrecht Joseph vom »Versagen des Marxismus« gesprochen, der »nicht in der Lage war, die irrationalen Bedürfnisse der Menschen zu erregen, zu erfüllen und einem vernünftigen politischen Ziel zu kopulieren«.⁷⁹ Und am 28. März 1933 beklagt er sich bei Hans Schiebelhuth über die »historische und kaum wieder gut zu machende Schuld« der Sozialdemokratie, die die »Beziehung zum Volk verloren« habe. Somit könne sie »an die positiven, die elementaren und wohlmeinenden Kräfte, die in der nationalen Bewegung durchaus vorhanden sind«, nicht mehr »auf einer höheren Ebene« anschließen.⁸⁰ In einem Brief an den in NS-Deutschland überaus erfolgreichen Regisseur Hanns Niedecken-Gebhard vom 5. April 1933 lehnt er folgerichtig ab, sich »rein kritisch« einzustellen. Er betont stattdessen seinen Glauben »an Deutschlands innere Substanz« und

74 Friedrich Sieburg, *Es werde Deutschland*, Frankfurt a. M. 1933, S. 117.

75 Ebd., S. 122.

76 Ebd., S. 119.

77 Vgl. zu ähnlich gelagerten politischen Überzeugungen bei Autoren der sogenannten Konservativen Revolution Stefan Breuer, *Anatomie der konservativen Revolution*, 2. Aufl., Darmstadt 1995, zur Querfront-Strategie S. 156–166, zum neuen Nationalismus S. 180–202.

78 Dass die politischen Lager in der Weimarer Republik entlang einzelner Themen und Diskursformationen ohnehin permeabel waren, betonen etwa Manfred Gangl und Gérard Raulet, Einleitung, in: *Intellektuellendiskurse in der Weimarer Republik. Zur politischen Kultur einer Gemengelage*, hg. von dens., 2. Aufl., Frankfurt a. M. u. a. 2007, S. 9–53, hier S. 23–34.

79 Carl Zuckmayer an Albrecht Joseph, 11. 12. 1930, zit. nach Carl Zuckmayer und Albrecht Joseph, Briefwechsel, S. 51–55, hier S. 53.

80 Carl Zuckmayer an Hans Schiebelhuth, 28. 3. 1933, zit. nach »Mein Dach-Speckstein! Mann-Speck-Watz! Mont-Speck-blanc!«. Carl Zuckmayers Briefe an Hans Schiebelhuth, 1921–1936. Ediert, eingeleitet und kommentiert von Gunther Nickel, in: *Zuckmayer-Jahrbuch 6* (2003), S. 9–85, hier S. 55.

zeigt sich optimistisch, dass das »Volk [...] den rechten Weg finden« werde.⁸¹ Wie Zuckmayer, der im Rückblick auf diese Zeit von seiner Hoffnung auf »ein rasches Abwirtschaften der Nazis« sprach (II, 474), seine politischen und kulturellen Überzeugungen angesichts des Aufstiegs des Nationalsozialismus justierte, ist beispielweise in seinen Reden und Aufsätzen zu Gerhart Hauptmann zu fassen,⁸² auf den auch *Der Hauptmann von Köpenick* Bezug nimmt (vgl. VII, 365 f.). Sparte Zuckmayer noch 1922 und dann erneut 1957 und 1962 politische Aspekte fast vollständig aus,⁸³ hielt er 1932 eine nach eigenem Dafürhalten »durchaus politische« (II, 463) *Festrede für Gerhart Hauptmann*. Dort wirbt er für eine Art ethischen Patriotismus, der eine Gemeinschaft aller Deutschen stiften solle:

Deutsch-Sein hieß immer und in all den großen Erscheinungen, die allein eine Volkheit verewigen: Kündler der Menschenwürde sein. | Menschenwürde heißt: Inkarnation all dessen, was den Menschen frei, groß, ewig macht – was in ihm, dem Weltgeschöpf, den schöpferischen Funken schürt und hütet. | Menschenwürde heischt alles das, was der Mensch, an unverbrüchlichen Rechten zu fordern hat: die allgemeine, die persönliche und die geistige Freiheit, aus der eine höhere Ordnung, Bindung erst erwachsen kann. Dieses größere Deutschland, das Deutschland des Geistes, des Rechtes, der Freiheit,

81 Carl Zuckmayer an Hanns Niedecken-Gebhard, 5. 4. 1933, zit. nach Bernhard Helmich, *Händel-Fest und Spiel der »10.000«*. Der Regisseur Hanns Niedecken-Gebhard, Frankfurt a. M. u. a. 1989, S. 143. Die Passage lautet im Zusammenhang: »Ich gehöre *nicht* zu den Leuten, die über die jüngste Entwicklung in Deutschland unglücklich sind. Ich kann mich der Größe, die dieser elementaren Bewegung innewohnt, einfach nicht entziehen. Ich halte es auch für falsch, sich jetzt rein kritisch einzustellen, wie das so viele aus dem geistigen Lager und vor allem die meisten der – wie ich – durch Mißverständnisse indirekt Betroffenen – tun! Ich glaube zu stark an Deutschlands innere Substanz, an die geistige, seelische, sittliche (d. i. menschliche) Wertigkeit und Wertbedürftigkeit dieses Volkes, um mir einen kulturellen Niedergang vorstellen zu können. Im Gegenteil, es muß aus alledem etwas Neues, Besseres entstehen. Ein Volk, in dem eine solche Sehnsucht, eine solche Wunschkraft steckt, sich seinen lebendigen Mythos zu schaffen, wird und muß den rechten Weg finden. Daß vorläufig dabei allerlei durcheinander purzelt, muß man in Kauf nehmen. Im Grunde purzelt ja doch nur das, was keinen festen Standpunkt hat.«

82 Vgl. für einen Überblick Heinz Dieter Tschörtner, »Ein voller Erdentag«. Carl Zuckmayer und Gerhart Hauptmann (mit dem Briefwechsel), in: *Zuckmayer-Jahrbuch 2* (1999), S. 461–491.

83 Vgl. Carl Zuckmayer, *Gerhart-Hauptmann-Morgenfeier in Kiel 1922*, in: ders., *Ein voller Erdentag. Betrachtungen*, Frankfurt a. M. 1997, S. 138–146, ders., *Gerhart Hauptmann. 1862–1946*, in: *Die Großen Deutschen. Deutsche Biographien in vier Bänden*, Bd. 4, hg. von Hermann Heimpel, Theodor Heuss und Benno Reifenberg, Berlin 1957, S. 227–244 und ders., *Ein voller Erdentag. Zu Gerhart Hauptmanns hundertstem Geburtstag [1962]*, in: ders., *Ein voller Erdentag*, S. 147–179.

brennt heute heißer und schmerzhafter in unseren Herzen denn je. Und mehr als zu allen Zeiten muß der Dichter heute sein Anwalt, sein Bewahrer und Verkünder sein.⁸⁴

Nachdem sich Zuckmayers Hoffnungen zerschlagen hatten, dass der Nationalsozialismus nur verrohte Episode bleiben würde, betrachtete er ihn, so Gunther Nickel, zunehmend »aus einer metaphysischen Perspektive«⁸⁵ als eine Art »Schicksalsschlag«.⁸⁶ Während sein Freund Carlo Mierendorff im Untergrund für ein »anderes Deutschland«⁸⁷ kämpfte, warb Zuckmayer im Exil dafür, Deutschland nicht pauschal mit dem Nationalsozialismus zu identifizieren. In seiner 1944 mit Erika Mann im *Aufbau* geführten Kontroverse, die sich an der umstrittenen Gründung des Council for a Democratic Germany entzündete, plädierte er dafür, den »Wahnwitz des Pangermanismus« nicht durch einen »ebenso krasse[n] Antigermanismus« zu ersetzen.⁸⁸ Dieser Devise gemäß bemühte sich Zuckmayer in seinem *Geheimreport*, der zahlreiche im Auftrag des Office of Strategic Services angefertigte Dossiers über Kulturschaffende in Nazi-Deutschland vereint, um eine die moralische Verantwortlichkeit des Einzelnen voraussetzende »fallweise« Bewertung der »Motive für Konzessionen gegenüber dem NS-Staat«.⁸⁹ Nach seiner Überzeugung war der Nationalsozialismus, der mit »viele[n] guten Kräfte[n] [...] ungeheure[n] Missbrauch« treibe,⁹⁰ im Grunde ein potenziell »international[es]« Phänomen, das nur durch eine »Selbsterziehung«, nicht aber durch eine Bestrafung des »deutsche[n] Volk[s]« zu überwinden sei.⁹¹

84 Carl Zuckmayer, Festrede für Gerhart Hauptmann [1932], in: Aufruf zum Leben, S. 177–183, hier S. 180.

85 Gunther Nickel, »Ihnen bisher nicht begegnet zu sein«, S. 531.

86 Gunther Nickel, »Des Teufels General« und die Historisierung des Nationalsozialismus, in: Zuckmayer-Jahrbuch 4 (2001), S. 575–612, hier S. 587.

87 Vgl. zu Mierendorff Richard Albrecht, Der militante Sozialdemokrat Carlo Mierendorff, Berlin und Boston 1987 sowie für einen Überblick zum deutschen Widerstand gegen den Nationalsozialismus Gerd R. Ueberschär, Für ein anderes Deutschland. Der deutsche Widerstand gegen den NS-Staat, 1933–1945, Frankfurt a. M. 2006.

88 Carl Zuckmayer, Offener Brief an Erika Mann, in: *Aufbau*, 12. 5. 1944, S. 7 f. hier S. 8. Vgl. auch Erika Mann, Eine Ablehnung, in: *Aufbau*, 21. 4. 1944, S. 7, und dies., Offene Antwort an Carl Zuckmayer, in: *Aufbau*, 12. 5. 1944, S. 7 f.

89 Gunther Nickel und Johanna Schrön, Carl Zuckmayers Geheimreport für das »Office of Strategic Services«, in: Carl Zuckmayer, *Geheimreport*, hg. von dens., Göttingen 2002, S. 407–477, hier S. 458.

90 Zuckmayer an Albrecht Joseph, 7. 11. 1941, zit. nach Carl Zuckmayer und Albrecht Joseph, Briefwechsel, S. 323–330, hier S. 327 f.

91 Carl Zuckmayer, Ein paar einfache Grundsätze zur Lösung des »deutschen Problems«, zit. nach Gunther Nickel und Johanna Schrön, Carl Zuckmayers Geheimreport, S. 470–473, hier S. 471 f.

Kurz nach der Machtübernahme konnte sich Zuckmayer noch ohne Zwischentöne für *Es wurde Deutschland* begeistern, analysiert Friedrich Sieburg dort doch eine aus der Balance geratene Gesellschaft. Dass das Wilhelminische Militär über das tatsächliche Fehlen von gesellschaftlichen Bindekräften hinweggetäuscht habe, dürfte dabei der maßgebliche Aspekt gewesen sein, den Zuckmayer mit dem *Hauptmann von Köpenick* in Beziehung setzte. Hierfür spricht auch ein anlässlich einer Theateraufführung im Jahr 1947 verfasster, bislang unbekannter Kommentar des Autors, in dem es heißt: »[A]ls das politische Verhängnis über Deutschland heraufzog«, war

es der rechte und vielleicht der letzte Augenblick [...], dem deutschen Volk im Spiegel des Humors und einer Vergangenheit, an deren bitteren Folgen unsere Gegenwart noch schwer genug zu tragen hatte, die Gefahren der Zukunft vorzustellen. Des Kaisers »bunter Rock« existierte nicht mehr, der milde Absolutismus der Monarchie hatte ausgelebt, – aber im braunen Hemd marschierte eine viel ärgere Gefahr durchs Land [...] [E]s schien mir, damals im Jahre 30, daß der Deutsche nun zu wählen habe, nicht mehr zwischen der oder jener Partei, nicht mehr zwischen der einen oder der andern Staatsform, sondern zwischen der Entscheidung für das Lebendig-Menschliche, oder für die todbringenden Gewalten einer blinden Machtvergottung, – zwischen Liebe und Haß, – ja zwischen Tod und Leben. (AA, 91)⁹²

Nach der Septemberwahl 1930, in der die NSDAP Zuckmayer zufolge einen »beispiellosen Überraschungserfolg« (AA, 90) feierte, sei ein Konflikt metaphysischen Ausmaßes voll ausgebrochen. Im Angesicht der infamen Bedrohung durch den Nationalsozialismus habe er daher mit der Autorität des Kriegsteilnehmers an das moralische Gewissen jedes Einzelnen appellieren wollen. Mit seinem von den Nazis angefeindeten Stück,⁹³ das dezidiert nicht als »Satire« gemeint war, wollte Zuckmayer die Öffentlichkeit an den wesenhaften Zwiespalt des »deutschen Charakters« erinnern, an »dessen helle und lautere Anlagen ebenso wie seine Trübheiten und Abgründe« (AA, 92). Gesellschaftszerstörerische Gefahren gingen – so wird man im Anschluss an Zuckmayers Sieburg-Lektüre ergänzen dürfen – vor dem Ersten Weltkrieg nicht vom Militär als solchem aus. Wohl aber hatte das

92 Der unten mitgeteilte Text *Anmerkung des Autors* wird hier und im Folgenden unter Angabe der Sigle AA und der betreffenden Seitenzahl zitiert.

93 Vgl. insbesondere Joseph Goebbels, *Der Hauptmann von Köpenick*, in: *Der Angriff*, Nr. 51, 12. 3. 1931, [S. 1 f.]. Zum Verhältnis von Goebbels und Zuckmayer vgl. auch Tilman Venzl, *Carl Zuckmayer und Joseph Goebbels. Ein Jahr in Heidelberg und die Folgen*, in: *Von Hölderlin bis Jünger. Politische Topographie des Literarischen im deutschen Südwesten*, hg. von Thomas Schmidt, Stuttgart 2019, S. 229–240.

Militär vermöge seiner Werte und Verhaltensmuster sowie seines Ansehens die existentielle Zerrissenheit der Gesellschaft kaschiert. Obgleich Zuckmayers Charakterisierung des *Hauptmann von Köpenick* als Beschwörung eines humanen Nationalismus aus dem Abstand von gut 15 Jahren erfolgt, ist sie für das Verständnis des Stücks hochaufschlussreich, wie nun zu zeigen ist.

III. *Der Hauptmann von Köpenick* als ›Märchen‹ über das ›deutsche Wesen‹

Kurz nach der Premiere äußerte sich Zuckmayer gegenüber dem Journalisten Erwin Kondor zum dramaturgischen Kernproblem, vor das er sich bei der Arbeit am *Hauptmann von Köpenick* gestellt sah. Er wollte neben dem »wunderliche[n] Schicksal eines armen Teufels« auch das deutsche »Volk« und »Deutschland« darstellen, »wie es vor einem Vierteljahrhundert war«. ⁹⁴ Diese Verknüpfung von Einzelschicksal und Gesellschaftspanorama stellt Zuckmayer, wie er wenige Wochen zuvor erläutert hatte, mittels der Uniform her, die gleichsam die zweite, ebenfalls in Berlin »leb[ende]« ⁹⁵ Hauptfigur sei, die mit Voigt schließlich den Hauptmann von Köpenick gezeugt habe. Diese Vermenschlichung der Uniform trägt dem Umstand Rechnung, dass ihre Gebrauchsgeschichte einen zweiten Handlungsstrang konstituiert, der gesellschaftsdiagnostische Momentaufnahmen erlaubt. Dies zeigt sich bereits in der Eingangsszene des Stücks, anhand derer ich meine Interpretationsthese entfalte.

Die erste, expositorische Szene der dreiaktigen Komödie, die mit einem »*Armeemarsch*« (VII, 325) einsetzt und die zeittypische allgemeine »Begeisterung für das Militär« ⁹⁶ somit bereits durch den ›dramatischen Auftakt‹ ⁹⁷ markiert, bedeutet gleichsam die Geburt der Gardeuniform. ⁹⁸ Während Wilhelm Voigt im Laden des Schneiders Wormser nach Arbeit als Schuster sucht, aber

94 Erwin Kondor, Wie der ›Hauptmann von Köpenick‹ entstand. Gespräch mit Karl [sic] Zuckmayer am 19. Mai, in: Neues Wiener Journal, 24. 5. 1931, S. 13.

95 Carl Zuckmayer, Ein deutsches Märchen [1931], in: Carl Zuckmayer. Das Bühnenwerk im Spiegel der Kritik, hg. von Barbara Glauert, Frankfurt a. M. 1977, S. 155–157, hier S. 156.

96 Ralf Pröve, Militär, Staat und Gesellschaft im 19. Jahrhundert, München 2006, S. 44.

97 Vgl. Manfred Pfister, Das Drama. Theorie und Analyse, 11. Aufl., München 2001, S. 124 f.

98 Die besondere Bedeutung der Gardeuniformen betont etwa Ute Frevert, Das Militär als Schule der Männlichkeiten, in: Männlichkeiten und Moderne. Geschlecht in den Wissenskulturen um 1900, hg. von Ulrike Brunotte und Rainer Herrn, Bielefeld 2008, S. 57–76, hier S. 61. Vgl. zur zeittypischen Karikierung uniformierter Männer Andrea Jentsch, Der uniformierte Mann im Spiegel der Karikatur, in: Nach Rang und Stand. Deutsche Ziviluniformen im 19. Jahrhundert. Eine Ausstellung im Deutschen Textilmuseum, 24. März bis 23. Juni 2002, hg. von der Stadt Krefeld, Deutsches Textilmuseum, Krefeld 2002, S. 33–42.

als »Schmeißfliege[]« (VII, 329) verjagt wird, fordert der Gardehauptmann von Schlettow Detailveränderungen an der von ihm in Auftrag gegebenen Uniform. Dass er dabei seiner vorgeblich bedeutungsschweren, im Grunde aber inhaltsleeren militärischen Pedanterie folgt,⁹⁹ kommt prononciert in seiner Überzeugung zum Ausdruck:

[A]n den Kleinigkeiten, daran erkennt man den Soldaten. Darauf is alles aufgebaut, da steckt 'n tieferer Sinn drin, verstehense? Genau dieselbe Sache wie mit 'n Stechschritt. Leute glauben immer, is Schikane. Is keene Schikane, steckt auch tieferer Sinn drin, das muß man nur kapiieren, verstehense? (VII, 328)

Diese Meinung bestätigt Wormser mit den Worten:

Meine Rede, Herr Hauptmann, meine Rede! Was sag ich immer? Der alte Fritz, der kategorische Imperativ und unser Exerzierreglement, das macht uns keiner nach! Das und die Klassiker, damit hammer's geschafft in der Welt! (VII, 328)

Diese Dialogsequenz besitzt eine Parallelstelle in Zuckmayers wenige Jahre nach dem *Hauptmann von Köpenick* erschienenen Rechtfertigungsschrift *Pro domo*. Dort berichtet er von einem später zum überzeugte Nationalsozialisten gewordenen preußischen Unteroffizier, der den militärischen »Stechschritt« als »genialste Emanation des Deutschtums überhaupt«, als »fleischgewordene Philosophie« und als »vollkommene Übertragung der Lehren Kants ins Dinglich-Leibhaftige« begreift.¹⁰⁰ Die Überzeugung dieses Unteroffiziers, die sich ähnlich auch in frühen Faschismusanalysen findet,¹⁰¹ ist Zuckmayer zufolge ein Beispiel für eine bei den »Kriegsbegeisterten« des Ersten Weltkriegs so nicht gegebene Deformation, die im deutschen Wesen angelegt sei. Er spricht von einer »Leidenschaft zur vollkommenen Abstraktion«, einer »Neigung zu unbarmherziger, ja selbstzerstörender Systematik«, die als »besondere, außer-rationale Wesenheit des Deutschen« den

99 Vgl. hierzu Rainer Zimmermann, *Das dramatische Bewußtsein. Studien zum bewußtseinsgeschichtlichen Ort der Dreißiger Jahre in Deutschland*, Münster 1989, S. 102–131.

100 Carl Zuckmayer, *Pro domo*, S. 90.

101 Vgl. Joachim Schumacher, *Die Angst vor dem Chaos. Über die falsche Apokalypse des Bürgertums [1937]*, Frankfurt a. M. 1978, S. 171 f. »Die Deutschen haben nicht nur den kategorischen Imperativ erfunden, sondern auch seine militärische Entsprechung, den Paradeschritt; also jenes Mittel, das am geeignetsten ist, den letzten Rest Individualismus und moralischen Bewußtseins aus den Leibern herauszustampfen. Und den gestirnten Himmel sehen sie nicht über sich, sondern vor sich auf der Brust des Vorgesetzten.«

Keim sowohl für »Duckmäuserei oder Autoritätsgier« als auch für die »reinste[, freizügigste] Geistes- und Seelengröße im Einzelfall« bilde. Hieraus ergibt sich Zuckmayer zufolge die ethische Aufgabe, diese »Gotteslast«, die zugleich »Fluch« und »Gnade« sei, »in Liebe und Haß« im Sinne einer Akzeptanz »der organischen Verschmolzenheit aller Dinge« zu überwinden.¹⁰² Zuckmayer beschwört »ein weltbürgerlich aufgeschlossenes, freiheitliches, geistig und menschlich verantwortliches Deutschtum«¹⁰³ und spricht auch in Bezug auf den *Hauptmann von Köpenick* von einem »adelige[n] Deutschtum«, das »sein[em] inferiore[n] Gegenpiel« trotzt.¹⁰⁴ Diese Überlegungen stehen im Kontext jenes »»Lebenspathos«, jener »Erfahrung der Einheit und Allverbundenheit des gesamten Seienden«, die laut Wolfdietrich Rasch für die Jahrzehnte um 1900 typisch waren.¹⁰⁵ Zuckmayer greift konkret Friedrich Nietzsches Formel »»amor fati«« auf und meint damit die »Liebe zum Schicksal« im Sinne einer Bejahung des »Leben[s] [...] in seinem vollen unteilbaren Umfang, in seiner unfäßlichen Ganzheit, in seiner zeugenden und mörderischen Gewalt«.¹⁰⁶

Pro domo und der Selbstkommentar von 1947 bilden einen konsistenten Gedankenzusammenhang, in dem auch der *Hauptmann von Köpenick* anzusiedeln ist. Im Anschluss an diese Kontextbildung lautet meine Interpretationsthese: In seinem Stück, an dessen Ausarbeitung er sich zur Zeit der Septemberwahl 1930 machte, deutet Zuckmayer die Tat Wilhelm Voigts im Sinne eines Widerstands gegen die deutsche Neigung zu ignoranter Abstraktion und unbedingter Prinzipientreue. Im Angesicht des Wahlerfolgs der Nationalsozialisten stellt Zuckmayer den hierin zum Ausdruck kommenden inhumanen Zügen im Spiegel der Köpenickiade auf humorvolle Weise ein »anderes Deutschland« entgegen, in dem die einzelnen Menschen nicht Mittel, sondern Zweck staatlicher und gesellschaftlicher Ordnungsformationen sind.

Bevor ich mich der Voigt-Handlung zuwende, werde ich zunächst vornehmlich anhand der Uniformszenen aufzeigen, dass das Wilhelminische Militär im *Hauptmann von Köpenick* keine Gewaltagentur ist, die der Gesellschaft aggressiv-kriegerische und hierarchisch-autoritäre Wertmuster oktroyierte. Aufgrund

102 Carl Zuckmayer, *Pro domo*, S. 91 f.

103 Ebd., S. 69.

104 Ebd., S. 119.

105 Wolfdietrich Rasch, *Aspekte der deutschen Literatur um 1900*, in: ders., *Zur deutschen Literatur seit der Jahrhundertwende. Gesammelte Aufsätze*, Stuttgart 1967, S. 1–48, hier S. 17 f.

106 Carl Zuckmayer, *Pro domo*, S. 107. Vgl. hierzu Ingeborg Engelsing-Malek, *Zuckmayers Dramen und Erwin Rotermund, Zur Erneuerung des Volksstückes in der Weimarer Republik*. Zuckmayer und Horvath, in: *Volkskultur und Geschichte. Festgabe für Josef Dünninger zum 65. Geburtstag*, hg. von Dieter Harmening u. a., Berlin 1970, S. 612–633, hier S. 617 f.

seines Prinzips von ›Befehl und Gehorsam‹¹⁰⁷ im Sinne Max Webers leistet das Militär allerdings der vermeintlich spezifisch deutschen Neigung zu Abstraktion und Systematik Vorschub. Dies zeigt sich in dem kurzen von Zuckmayer als besonders bedeutsam ausgezeichneten Dialog von Schlettows mit dem Schneidergehilfen Wabschke (vgl. AA, 92):

WABSCHKE [...] Ick meine nur – *fast zart, behutsam* –, det Militär is ja sehr scheen, aber es is nu wirklich nich det einzige uff de Welt. De Welt is groß, und jeden Morjn jeht de Sonne uff. Wenn eener jung is – und jesund – und grade Knochen hat – ick meine – wenn eener ’n richtiger Mensch is, det is doch de Hauptsache, nich? [...] Ick meine, det is doch de Hauptsache, Herr Hauptmann. *Ab, mit der Uniform*

VON SCHLETTOW *allein* Vielleicht – vielleicht hat er recht – Nee, pfui! (VII, 353 f.)

Von Schlettow hatte zuvor in einem Vergnügungsort einen pöbelnden Grenadier zur Räson bringen wollen, wurde aber in Zivil nicht als Militärperson erkannt, sondern selbst als vermeintlicher Ruhestörer »abgeführt« (VII, 349). Dergestalt seiner Ehre verlustig gegangen, sieht er sich zum Abschied gezwungen, weshalb er auch die bestellte Uniform nicht mehr brauchen kann. Sein in der zitierten Dialogsequenz deutlich werdendes unbedingtes Festhalten am Primat militärischer Werte ist nicht auf strukturellen Zwang zurückzuführen. Er entscheidet sich vielmehr bewusst und zum Nachteil des eigenen Selbstwertgefühls dafür, der überindividuellen Ordnungsformation des Militärs einen höheren Wert zuzugestehen als den Entfaltungsmöglichkeiten des Einzelnen. Hierbei handelt es sich um eine Übersteigerung des deutschen Hangs zur Abstraktion und zur Systematik, der zwar nicht spezifisch militärisch ist, sich im Militär aber beispielhaft manifestiert. Auch in der Episode des entdeckten und inhaftierten »Deserteur[s] Gebweiler« zeigt sich, dass dem Verfügungsanspruch des Militärs ein zutiefst inhumaner Zug innewohnt, dass aber der kommandierende Feldwebel dennoch von lebenswerter »Gutmütigkeit« sein kann (VII, 364 f.).

In der Lebensrealität der meisten Figuren des *Hauptmann von Köpenick* nimmt das Militär indes eine überwiegend positive Rolle ein, die sich mit dem oben erläuterten Begriff ›Folklore militarismus‹ adäquat fassen lässt. Die als »vaterländische[r] Unterricht« (VII, 371) gedachte Manöverübung im Gefängnis anlässlich des Sedanstags, der sich längst zu einem »allgemeine[n] national-

107 Vgl. Max Weber, *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie*, hg. von Johannes Winkelmann, 5. Aufl., Tübingen 1972, S. 28 f.

pädagogische[n] Gedenktag«¹⁰⁸ gewandelt hatte, gerät zu einem Klamauk, bei dem sich Wilhelm Voigt einen Tag vor seiner Entlassung aus dem Gefängnis hervortun kann. Auch die eigentlich als »rein militärisch-monarchische[] Rituale«¹⁰⁹ gedachten Kaisermanöver werden von den Dramenfiguren gemäß der gängigen Praxis im Zeichen »volksfesthafte[r] Geselligkeit«¹¹⁰ begangen. So tritt Auguste, die Tochter des Schneiders Wormser, in der Ballszene des zweiten Akts in der späteren Uniform Voigts als »puppig[er]« (VII, 396) Offizier auf und spiegelt auf diese Weise die auf Prunk und Sozialprestige abzielende zivile Militärbegeisterung. An eine Varietékünstlerin erinnernd, nimmt sie die anwesenden Männer für sich ein und lässt die kriegerische Zweckbindung des Militärs vergessen. Auch Bürgermeister Obermüller sieht sich als Oberleutnant der Reserve gerne in Uniform, ist aber deshalb noch lange nicht bereit, rechtzeitig für eine passende Montur zu sorgen, geschweige denn sich um eine schlanke, wehrfähige Konstitution zu bemühen (vgl. VII, 382–387). Bezeichnend ist überdies, wie Voigts Schwager Hoprecht mit der Enttäuschung umgeht, aufgrund einer »Etatverkürzung« in der Armee nicht zum repräsentativen, säbeltragenden Vizefeldwebel der Reserve befördert zu werden. Er besinnt sich auf das höhere Glück der Zweisamkeit mit seiner Frau und sinniert, dass »ja auch mal Krieg kommen« könne und »man vielleicht ganz wech« müsse (VII, 403). Ein Gespräch zweier Offiziere offenbart überdies, dass auch im Militär selbst keine besondere Kriegsneigung besteht:

DER ERSTE Nein, Herr Kamerad, die Marokkokrise, und der Balkan, das ewige Pulverfaß. – Wenn's mal hochgeht, dann stehn wir da mit unsrer unge-dienten Ersatzreserve.

DER ZWEITE Verzeihung, Herr Kamerad, Sie unken, seit ich Sie kenne. Is ja ganz ausgeschlossen, denkt doch in Europa heutzutage kein Mensch ernsthaft an Krieg.

DER ERSTE Das is ja das Unglück, Herr Kamerad, daß keiner ernsthaft dran denkt! Man sollte daran denken – um es zu verhüten!

DER ZWEITE Ausgeschlossen, Krieg is Wahnsinn. Denkense mal an die neuen weittragenden Dinger. Da wäre ja in vierzehn Tagen alles futsch. Nee, nee, Wilhelm bleibt Friedenskaiser. (VII, 415)

Zuckmayers Protagonist, dessen Handlungsstrang ich im Folgenden rekonstruiere, leidet demgemäß auch nicht unter dem Militär als solchem, für das er

108 Jakob Vogel, *Nationen im Gleichschritt. Der Kult der »Nation in Waffen« in Deutschland und Frankreich, 1871–1914*, Göttingen 1997, S. 161.

109 Ebd., S. 130.

110 Ebd., S. 273.

sich, hierin der historischen Vorlage gemäß,¹¹¹ durchaus »interessiert«, zu dem er aber »selbst nie [...] jekommen« ist (VII, 382). Sein Problem besteht vielmehr darin, dass er als ehemaliger Zuchthäusler nicht mehr in die Bahnen einer bürgerlichen Existenz findet, weil der selbstzweckhafte bürokratische Apparat für seine konkrete Lebenssituation keine adäquate Lösung vorsieht. Im Wirrwarr amtlicher Zuständigkeiten führt er »wie der ewige Jude« einen »ewig aussichtslosem Kampf um eine Erlaubnis zum Leben«.¹¹²

Die Handlungsgründe, auch die Vorgeschichte Wilhelm Voigts nehmen im *Hauptmann von Köpenick* viel Platz ein. So zeigt der erste, »um die Jahrhundertwende« (VII, 323) spielende Akt, wie sich der wegen seiner Liebe zur Heimat und zur »Muttersprache« (VII, 333) aus dem Ausland zurückgekehrte Voigt bei Amtsgängen und bei der Arbeitssuche verkämpft. Da er ohne Arbeit weder eine Aufenthaltsgenehmigung noch einen Pass zur erneuten Ausreise erhält, ohne diese Dokumente aber umgekehrt auch keine Anstellung findet, bricht er im Potsdamer Polizeirevier ein. Auf frischer Tat ertappt, erlangt er auch auf diesem Weg keinen Pass, sondern wird vielmehr zu zehn Jahren neuerlicher Haft verurteilt. Auch nach seiner Entlassung zu Beginn des zweiten Akts bemüht sich Voigt, der vorläufig bei seiner Schwester Marie und dessen Ehemann Friedrich Hoprecht unterkommt, um eine bescheidene bürgerliche Existenz. Da es Voigt, der unter »Polizeiaufsicht« (VII, 388) steht, aufgrund der unklaren Zuständigkeiten nicht gelingt, sich rechtzeitig behördlich zu melden, droht ihm abermals die Ausweisung. In dieser prekären Lage legt er in einem Gespräch mit dem totkranken ebenfalls bei seiner Schwester und seinem Schwager wohnenden Mädchen Lieschen eher beiläufig seine Ansichten vom legitimen Glücksanspruch des Einzelnen dar. Auf ihre Frage, warum es »da droben [auf den Bergen des böhmischen Riesengebirges] so scheen is«, erläutert er: »[W]at lebendig is, dat will rauf, dat will in de Höhe, dat will nach oben« (VII, 392). Als Voigt dem Mädchen aus den *Bremer Stadtmusikanten* vorliest, wird das von ihm imaginierte Lebensglück allerdings enttäuscht. Während ihn die befürchtete »Ausweisung« (VII, 395) erreicht, stirbt Lieschen innerhalb der verborgenen Handlung zwischen den folgenden Szenen.

Nur unterbrochen durch die varietéhafte Ballszene folgt der »Höhepunkt des Stückes«,¹¹³ das Gespräch des Protagonisten mit seinem Schwager am Ende des zweiten Akts. Anlässlich der Ausweisung Voigts, der gerade von Lieschens Beer-

111 Wilhelm Voigt, *Wie ich Hauptmann von Köpenick wurde*, S. 5, bezeichnet sich selbst als »besondere[n] Verehrer des Militärs«.

112 Carl Zuckmayer, *Ein deutsches Märchen*, S. 155 f.

113 Wilfried Adling, *Die Entwicklung des Dramatikers Carl Zuckmayer*, S. 121. Schon ein cursorischer Blick in die Forschung zeigt, dass die Hoprecht-Voigt-Szene fast durchgängig als die zentrale Passage des Stücks begriffen wird, besonders deutlich etwa bei Hans Wagener, *Mensch und Menschenordnung. Carl Zuckmayers »deutsches Märchen« ›Der Hauptmann*

digung heimkehrt ist, und der ausgebliebenen Beförderung Hoprechts entspannt sich eine Diskussion über den Wert der gesellschaftlichen Regeln und Gesetze, der »menschliche[n] Ordnung«. Auf »Recht und Ordnung« des preußischen Staats vertrauend, will Hoprecht die Schicksalsschläge nicht als »Unrecht«, sondern lediglich als »Unglück« verstanden wissen. Obgleich der Einzelne zugunsten des »Ganze[n]« gelegentlich das Nachsehen haben könne, unterscheide doch erst die Akzeptanz der staatlichen Ordnung den »Mensch[en]« von der »Wanze« (VII, 406 f.). Voigt schenkt den Appellen an seine »Opfer«-Bereitschaft, an seine »innere Stimme« und an sein »Pflichtgefühl« allerdings kein Gehör, da aus seiner Sicht eine Ordnung nur dann menschlich sein kann, wenn sie sich am »Menschen, mit Leib und mit Seele«, ausrichtet (VII, 408). Seine Ausweisung quittiert er mit einem »sonderbar[en]« Lachen und der Erklärung, dass er »nu langsam helle« werde (VII, 405). Die Erfahrung, »keene Heimat mehr, vor lauter Bezirke« zu sehen, lässt ihn nicht nur an der Einrichtung des »Janze[n]« der gesellschaftlichen Ordnung, sondern auch an seinem bisherigen Verhalten zweifeln (VII, 408). So schildert er einen Gedankengang, der ihm bei der Beerdigung Lieschens gekommen ist:

Und denn, denn stehste vor Gott dem Vater, stehste, der allens jeweckt hat, vor dem stehste denn, und der fragt dir ins Jesichte: Wilhelm Voigt, wat haste jemacht mit dein Leben? Und da muß ick sagen – Fußmatte, muß ick sagen. Die hab ick jeflochten im Jefängnis, und denn sind se alle druff rum-jetrampelt, muß ick sagen. Und zum Schluß haste jeröchelt und jewürcht, um det bißchen Luft, und denn war's aus. Det sagste vor Gott, Mensch. Aber der sagt zu dir: Jeh wech! sagt er! Ausweisung! sagt er! Dafür hab ick dir det Leben nich jeschenkt, sagt er! Det biste mir schuldig! Wo is et? Wat haste mit jemacht?! Det biste mir schuldig! Wo is et? Wat haste mit jemacht?! (VII, 408 f.)

Da Voigt im Anschluss an diese metaphysische Reflexion eine alternative Strategie im Umgang mit den Behörden still zu durchdenken scheint, befürchtet Hoprecht zunehmend verzweifelt, dass sein Schwager an die »Weltordnung« poche. Voigt, der ihn erfolglos zu beruhigen versucht, indem er eine solche »Dummheit« zurückweist, fasst in diesem Moment den Entschluss zu seiner Köpenickiade (VII, 409). Dabei geht es ihm um keine Rebellion gegen die preußischen Amtsglieder und erst recht nicht um eine Demaskierung des Militärs. Willens, nicht zum Opfer einer Ordnung zu werden, die durch Regelzwänge bestimmt und für seinen individuellen Fall blind ist, beschließt er vielmehr, aus Liebe zum Leben sein Schicksal nun selbstbestimmter und kreativer anzugehen. Um die legitimen

Rechte des Individuums gegen die repressive Tendenz eines sich autonomisierenden Verwaltungsapparats durchzusetzen und sich das Aufenthaltsrecht in seiner Berliner Heimat durch einen Pass zu sichern, entschließt er sich zu einer paradoxen Intervention: Er macht sich selbst zu einem Vertreter des von ihm aufrichtig verehrten Militärs und richtet somit diejenige Institution, die dem pedantischen Systemdenken Dignität verleiht, gegen die Auswüchse dieses Systemdenkens selbst.

Im abschließenden dritten Akt folgt jene – in Zuckmayers Metaphorik – Zeugung des Hauptmanns von Köpenick durch Wilhelm Voigt und die betagte Garduniform, die von Bürgermeister Obermüller und später von Auguste Wormser abgetragen wurde und die nun »auch keiner mehr haben«¹¹⁴ möchte: Nachdem sich Voigt in einem Ramschladen ausgestattet hat und bald die Vorteile der militärischen Maskerade genießt, nimmt er mit sieben abkommandierten Soldaten das Bürgermeisteramt Köpenicks ein. In vielen bühnenkomischen Dialogsequenzen zeigt sich Voigt auch in brisanten Momenten durch seinen virtuosen militärischen Auftritt als Herr der Lage. Dies macht ihm augenscheinlich Freude, da er seinen vorher gefassten Plan, den Bürgermeister als Gefangenen in die Neue Wache nach Berlin zu verbringen, auch dann noch konsequent durchführt, als sein eigentliches Anliegen hinfällig geworden ist. Auf die Information, dass es »hier leider keine Paßabteilung« gibt, bemerkt er lakonisch: »Na – darauf kommt's nu auch nich mehr an.« (VII, 427)

Da Voigts Ziel, in den Besitz eines Passes zu gelangen, fehlgeschlagen ist, ist er trotz des öffentlichen Trubels um seine Tat zunächst niedergeschlagen. In der vierzehn Tage umfassenden verborgenen Handlung vor der Schlusszene kommt ihm allerdings die Idee, den Behörden unter Zusicherung eines Passes die Auslieferung des steckbrieflich gesuchten Täters anzubieten. Im Gespräch mit den zuständigen Ermittlern, das den Abschluss des Stücks bildet, legt Voigt in Reaktion auf die Vermutung, dass er sich aus »Gewissen« und »Reue« gestellt habe, seine Handlungsmotive dar: Da sein Fall mittlerweile eine »öffentliche Anjelegenheit« geworden sei, könne er sich auf die Zusicherung eines Passes im Gegenzug für seine Selbstausslieferung verlassen. Voigts schlaue Ausnutzung der medialen Aufmerksamkeit ist aus der Not geboren und zielt lediglich darauf ab, ihm endlich ein »richtiges Leben« in »Ruhe« und »Freiheit« zu sichern, wofür er auch eine neuerliche Haftstrafe billigend in Kauf nimmt (VII, 441 f.). Da es Zuckmayers Protagonist lediglich um die traditionellen liberalen Bürgerrechte zu tun ist, zahlt er seine Beute fast vollständig zurück und betont: »[I]ck hab in mein Leben noch keinem Mitmenschen wat wechjenommen. Ick habe immer nur mit der Behörde jekämpft.« Selbst den von ihm übertölpelten Bürgermeister Ober-

114 Carl Zuckmayer, Ein deutsches Märchen, S. 156.

müller verteidigt er mit dem Hinweis, dass »man bei uns mitn Militär allens machen« kann und der Erfolg der Köpenickiade daher ganz einfach »in der Natur der Sache« liege (VII, 443 f.).

Zu Beginn der Schlusszene hatten die Ermittler noch nach »gedienten Soldaten«, »geschafften Offizieren« oder anderen besonders befähigten Personen fahnden wollen, denn »'n anderer bringt das ja gar nich fertig« (VII, 438). Da der Typus des Hochstaplers im Sinne eines virtuosen Täuschungskünstlers die Öffentlichkeit der Weimarer Republik faszinierte,¹¹⁵ ist es nur konsequent, dass vor Voigts Auftritt ein »militärisch aussehender Hochstapler mit aufgezwirbeltem Schnurrbart« unter Verdacht steht (VII, 437). Dass sich der wahre Täter sodann als armer Tropf, gleichsam als Hochstapler wider Willen entpuppt,¹¹⁶ erheitert die Ermittler. Der Kontrast zwischen seiner Erscheinung in Zivil und in Uniform löst schließlich auch bei Wilhelm Voigt ein ungläubiges »große[s], befreite[s] und mächtige[s] Gelächter« (VII, 446) aus, als er auf allgemeinen Wunsch nochmals die Hauptmannsuniform anlegt. Voigts paradoxe Intervention hatte die eminente gesellschaftliche Geltung des Militärs als Verkörperung eines abstrakten Ordnungsprinzips deutlich werden lassen und dadurch – mit einer Formulierung Zuckmayers – »ein ganzes Land, ein Volk, eine Welt [...] verblende[t] und in den Dreck« (AA, 91) geführt. Indem schließlich in Wilhelm Voigt der Hauptmann von Köpenick und im Hauptmann von Köpenick Wilhelm Voigt ansichtig wird, wird die Entlarvung der Gesellschaft als ein Sieg des menschlichen Glücksanspruchs über dieses selbstzweckhafte Ordnungsprinzip kenntlich.

Voigts unbändiges Lachen ist als humorvolle Beglaubigung des Siegs der Humanität, als eine Vision der existentiellen Harmonie von Einzelnem und sozialem Gesamt zu deuten. Dies wird durch das der eigentlichen Dramenhandlung nachgestellte, im ›äußeren Kommunikationssystem‹¹¹⁷ von Zuckmayers *Deutschem Märchen* anzusiedelnde Zitat vollends deutlich: »Kommt mit«, sagte der

115 Vgl. u. a. Stephan Porombka, Felix Krulls Erben, Michael Neumann, Der Reiz des Verwechsellbaren. Von der Attraktivität des Hochstaplers im späten 19. Jahrhundert, in: Thomas Mann Jahrbuch 18 (2005), S. 71–90 und Jürgen W. Schmidt, Eine Hochstaplerin in Erfurt: Martha Barth alias »geschiedene Kronprinzessin von Griechenland« bzw. »Prinzessin Margarethe von Preußen«, in: Jahrbuch für Erfurter Geschichte 5 (2010), S. 149–180.

116 Dass nicht nur der historische Voigt, sondern auch Zuckmayers Protagonist als Hochstapler aufgefasst wurde, dokumentiert die Aufführungskritik von Ludwig Marcuse, Ein deutsches Märchen, S. 170, der die historische Person Wilhelm Voigt als »Domela« bezeichnet, also mit jenem unverbesserlichen Hochstapler Ludwig Oertel, alias Harry Domela vergleicht, der große Berühmtheit erlangte. Als sich Domela als Prinz ausgab, was er mit seinem Erfolgsbuch *Der falsche Prinz. Leben und Abenteuer des Harry Domela* auch auszumünzen verstand, wurde dies von den Medien prompt mit der Köpenickiade Wilhelm Voigts in Verbindung gebracht. Vgl. Stephan Porombka, Felix Krulls Erben, S. 70.

117 Vgl. Manfred Pfister, Das Drama, S. 67 f.

Hahn, | »etwas Besseres als den Tod werden wir überall finden!« (VII, 446).¹¹⁸ Verkörperten die Brüder Grimm für Zuckmayer eine »fortwährende Bezogenheit auf die Dinge, die Sachen, das lebendige Menschentum«,¹¹⁹ verstand er Märchen als »Symbol[e] für das, was nicht vergangen ist, und eine Verdichtung dessen, was nicht vergehen wird«, nämlich für die zeitlosen »Geschichten [...] vom menschlichen Leben und Wesen« (AA, 92). Durch den bereits zuvor aufgegriffenen Satz aus den *Bremer Stadtmusikanten* am Ende der Schlusszene schreibt Zuckmayer seinem Stück überdies einen Wirkungsimpuls ein. Als Voigt am Ende von Szene zwölf Lieschen vorliest, heißt es, damit im Übrigen näher am Grimm'schen Original: »Komm mit, sagte der Hahn – etwas Besseres als den Tod werden wir überall finden.« (VII, 395) Am Ausgang des Stücks steht der Imperativ nicht mehr im Singular, sondern richtet sich an ein Kollektiv: »Komm mit!« (VII, 446). Durch den aus der Dramenhandlung herausgehobenen und insofern »auktoriale«¹²⁰ Kommentar versieht Zuckmayer seinen *Hauptmann von Köpenick* mit dem Appell an das Publikum, es dem Protagonisten gleichzutun und die Gefahr der Selbstzweckwerdung von Reglements und Ordnungsvorgaben zu verhüten.

Die evozierte Versöhnung von individuellem Glücksanspruch und abstrakter staatlicher Ordnung stellt zugleich eine patriotische Vision dar. Im »Spiegel des Humors« wollte Zuckmayer, wie er in der *Anmerkung des Autors* ausführt, auf die »im Charakter und in der Geschichte dieses Volkes« steckende »gemeinsame Wurzel« hinweisen, die zwischen dem Ende der Weimarer Republik und dem Ende der Kaiserzeit bestehe (AA, 91). Zur Zeit der Septemberwahl 1930, in der die NSDAP als zweitstärkste Partei in den Reichstag einzog, gemahnt Zuckmayer an die Degenerationsgefahr der spezifisch deutschen Neigung zu unbedingter Befolgung abstrakter Prinzipien. Zugleich beschwört er den Gedanken des Lebendigen und Menschlichen, um das deutsche Volk auf humorvolle Weise auf humane Werte zu verpflichten und dergestalt zu sich selbst zu bringen. Hier von einer antimilitaristischen Haltung zu sprechen, verstellt die Sicht auf Zuckmayers pathetisches Politikverständnis, das er immer wieder auf die Formel des Homo-Mensura-Satzes gebracht hat: »der Mensch als Maß aller Dinge.«¹²¹ Wie er in

118 Ganz ähnlich leitet Zuckmayer auch seinen Text für das Programmheft zur Premiere des *Hauptmann von Köpenick* mit einem Zitat aus *Rumpelstilzchen* ein. Vgl. Carl Zuckmayer, Ein deutsches Märchen, S. 155.

119 Carl Zuckmayer, Die Brüder Grimm. Ein deutscher Beitrag zur Humanität [1948], in: Aufruf zum Leben, S. 249–291, hier S. 259.

120 Vgl. zu den Techniken epischer Kommunikation im Drama Manfred Pfister, Das Drama, S. 106–122.

121 Vgl. u. a. Carl Zuckmayer, Pro domo, S. 108, II, 379 und Albert Reif, Der Mensch ist das Maß. Vgl. zur theologischen Dimension in Zuckmayers Denken Michael Meyer-Blanck, »Strahlend von Erden- und Himmelsliebe«. Carl Zuckmayer als Christ und Theologe, in:

einem seiner letzten Interviews erläuterte, beruhte für Zuckmayer »das eminent Politische im Menschlichen«, wie auch die »Staatenbildung« und »Gruppenbildung« im Grunde »ein wesentliches menschliches Moment« sei.¹²² Der politische Gehalt des *Hauptmann von Köpenick* besteht in diesem Sinne gerade nicht in der Kritik eines Gesellschaftszustands, sondern in der Transzendierung der konkreten geschichtlichen hin zu einer allgemeinmenschlichen Konfliktkonstellation, in der – so Zuckmayer in seiner Rede *Jugend und Theater* aus dem Jahr 1951 – Läuterung des »Aktuelle[n]« zum »Gegenwärtige[n]«.¹²³

IV. Eine Anmerkung des Autors des *Hauptmann von Köpenick*

Abgesehen von einem kurzen Text für das Programmheft der Berliner Uraufführung und einigen Passagen, die sich in den Briefen und autobiographischen Schriften finden, sind keine Dokumente bekannt, in denen sich Carl Zuckmayer mehr als nur beiläufig zu seinem *Hauptmann von Köpenick* äußert. Aus diesem Grund verspricht ein der Forschung bislang unbekannter als *Anmerkung des Autors* betitelter Text von hohem Interesse zu sein.¹²⁴ Bevor dieser Text, den ich in meiner Interpretation bereits ausgewertet habe, als Ganzzitat wiedergegeben wird, werde ich ihn kurz in der Aufführungsgeschichte des Stücks verorten.

Nach der Premiere am 5. März 1931 am Deutschen Theater in Berlin unter der Regie von Heinz Hilpert wurde *Der Hauptmann von Köpenick* vielerorts mit großem Erfolg gegeben, bis er 1933 in Deutschland verboten wurde. Bald nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs konnte das Stück, das sich auf Jahre im Repertoire vieler Theater halten sollte, erneut »große Publikumserfolge«¹²⁵ verbuchen. Zu den Bühnen, die das Stück nach 1945 wieder ins Programm aufnahmen, zählt auch das Schauspielhaus Zürich. Unter der Direktion von Oskar Wälterlin galt es während des Zweiten Weltkriegs wie auch in der Nachkriegszeit als »massstabsetzende Bühne für das deutschsprachige Theater«.¹²⁶ Auch für den aus der

Pastoraltheologie. Monatsschrift für Wissenschaft und Praxis in Kirche und Gesellschaft 78 (1989), S. 403–416.

122 Zit. nach Albert Reif, *Der Mensch ist das Maß*, S. 4 f.

123 Carl Zuckmayer, *Jugend und Theater*, in: *Der Monat* 3 (1951), S. 3–14, hier S. 11.

124 Vgl. Carl Zuckmayer, *Zur Premiere von Carl Zuckmayers ›Der Hauptmann von Köpenick‹. Anmerkung des Autors*, in: *Programmheft des Schauspielhauses Zürich, Spielzeit 1947/48*, H. 4, S. 1–5 (Stadtarchiv Zürich VII.200.:7.3.8.).

125 Vgl. zur Aufführungsgeschichte mit Abdruck einiger Kritiken Siegfried Mews, *Carl Zuckmayer. ›Der Hauptmann von Köpenick‹*, 6. Aufl., Frankfurt a. M. 1998, 67–88, Zitat S. 67.

126 Marco Badilatti, *Schauspielhaus Zürich, Zürich ZH*, in: *Theaterlexikon der Schweiz*, hg. von Andreas Kotte, Zürich 2005, Bd. 3, S. 1585–1588, hier S. 1586.

Emigration zurückgekehrten Zuckmayer, dessen Stück *Des Teufels General* hier bereits am 14. Dezember 1946 uraufgeführt worden war,¹²⁷ spielte »die Stadt Zürich« nach eigener Aussage »eine besondere Rolle«: »Denn in Zürich, da war das Theater« (II, 569). Die Neuinszenierung des *Hauptmann von Köpenick* unter der Regie von Leonard Steckel feierte nach Zuckmayers eigener Einschätzung am 18. Oktober 1947 »eine rauschvolle Premiere«.¹²⁸ Für das Programmheft verfasste er folgenden Text:

*

Anmerkung des Autors

Im September 1930 besuchte mich ein Freund, der wußte, daß ich damals an einem Stück »Der Hauptmann von Köpenick« arbeitete, das Max Reinhardt schon nach der Vorlesung des ersten Entwurfs fürs »Deutsche Theater« angenommen hatte.

»Du solltest dich lieber nach einem andern Stoff umsehen«, sagte er zu mir, »es ist nicht mehr die Zeit dafür.«

»Warum?« fragte ich.

»Ja, liestest du denn keine Zeitung?«

Er hatte die Zeitung mitgebracht, sie enthielt den Bericht über jene berühmten Reichstagswahlen, durch welche die Nationalsozialisten, vorher eine kleine Stänkergruppe des Parlaments, in einem beispiellosen Überraschungserfolg von heute auf morgen die zweitstärkste Partei Deutschlands geworden waren.

»Dann«, sagte ich, »ist es wohl grade Zeit für das Stück.«

Es kam im März 1931 heraus und wurde bis Ende Januar 1933 an vielen deutschen Bühnen immer wieder gespielt. Dann wurde es verboten, und jener Freund schien endlich recht zu bekommen: es hatte mir den besonderen Grimm der neuen Machthaber eingetragen. –

Ursprünglich war das Stück keineswegs aus einer tagespolitischen Absicht konzipiert. Seit Jahren trug ich mich mit der Idee, einen »Eulenspiegel« zu schreiben, ein Stück um jene deutsche Volksfigur, die in gespielter und echter Närrisch-

127 Vgl. für die Hintergründe Ute Kröger und Peter Exinger, »In welchen Zeiten leben wir!«. Das Schauspielhaus Zürich, 1938–1998, Zürich 1998, S. 98–100.

128 Carl Zuckmayer an Gottfried Bermann Fischer, 22. 10. 1947, zit. nach Carl Zuckmayer und Gottfried Bermann Fischer, Briefwechsel, Bd. 1, S. 330–336, hier S. 332. – Vgl. zum Spielplan Das Schauspielhaus Zürich in der Ära Wälterlin, 1938/39–1960/61. Eine grosse Zeit, hg. von Fritz Lendenmann, Zürich 1995, S. 163.

keit, durch die scheinbar einfältige Wörtlichnehmung des Wortes, die Wahrheit sagt und den Unsinn menschlicher Konventionen an den Tag bringt. Im Schuster Wilhelm Voigt glaubte ich einen modernen Eulenspiegel gefunden zu haben, der mit seinem Schelmenstück, ohne selbst dessen tiefere Bedeutung zu erkennen, die Blindheit seiner Mitwelt enthüllt, wie der Schalksnarr des Volksbuchs mit seinen Wunderbrillen.

Damals aber, als das politische Verhängnis über Deutschland heraufzog, zeigte mir grade die Warnung dieses Freundes, – ich hatte nicht viele solche –, daß es der rechte und vielleicht der letzte Augenblick war, dem deutschen Volk im Spiegel des Humors und einer Vergangenheit, an deren bitteren Folgen unsere Gegenwart noch schwer genug zu tragen hatte, die Gefahren der Zukunft vorzustellen. Des Kaisers »bunter Rock« existierte nicht mehr, der milde Absolutismus der Monarchie hatte ausgelebt, – aber im braunen Hemd marschierte eine viel ärgere Gefahr durchs Land, und ein viel unheilvollerer Fetisch malte sich an die Wände.

Die gemeinsame Wurzel aber, die im Charakter und in der Geschichte dieses Volkes steckte, müßte bloßgelegt werden, sollte man das Wachstum eines neuen Übels verhindern.

So entstand aus der Anekdote vom vorbestraften Schuster Voigt, der eine Stadt genasführt hatte, das »deutsche Märchen« von der Uniform, die stärker wird als der Mann, der sie trägt, – und die, holt man sie aus der Trödelbude des Altkleiderhändlers hervor, ein ganzes Land, ein Volk, eine Welt zu verblenden und in den Dreck zu führen vermag.

Und um die Pole anzudeuten, zwischen denen mein »deutsches Märchen« kreiste, setzte ich es zwischen zwei Zitate aus den Volks- und Hausmärchen der Brüder Grimm:

»Nein«, sagte der Zwerg, »laßt uns vom Menschen reden! Etwas Lebendiges ist mir mehr wert als alle Schätze der Welt!«

und: »Komm mit uns«, sagte der Hahn, »etwas Besseres als den Tod werden wir überall finden!«

Denn es schien mir, damals im Jahre 30, daß der Deutsche nun zu wählen habe, nicht mehr zwischen der oder jener Partei, nicht mehr zwischen der einen oder der andern Staatsform, sondern zwischen der Entscheidung für das Lebendig-Menschliche, oder für die todbringenden Gewalten einer blinden Machtvergottung, – zwischen Liebe und Haß, – ja zwischen Tod und Leben.

Ich glaube nicht an Haß als produktive Kraft. Haß ist eine menschliche Reaktion, ein begreiflicher Affekt, der sich im Augenblick erschöpft, in dem er erregt wird, obwohl er tiefer greift als Zorn. Gewinnt er Dauer, wird er zum Handlungsantrieb oder zum seelischen Zustand, dann mag er sich in eine tragische Dämonie verwandeln, die zur Selbstzerstörung führt. Er richtet sich dann zwangsläufig

nicht mehr gegen eine einzelne Person, oder gegen eine Gruppe von Personen und deren Sein und Tun, Denken und Handeln, sondern gegen das menschliche Geschlecht, gegen die Schöpfung schlechthin, also auch gegen seinen Träger. Was aus Haß entsteht, auch wenn es Größe hat, trägt den Todeskeim in sich selbst. Es mag grell aufflammen oder lange schwülen [sic], aber es bleibt nicht bestehen, es zeitigt keine Früchte und keine Nachkommenschaft.

Dies gilt, glaube ich, auch in vollem Umfang für die künstlerische Gestaltung. Satire ist fast immer zeitgebunden und zur raschen Vergessenheit bestimmt, falls ihr nicht etwas Stärkeres innewohnt als Haß oder Bemängelung, nämlich das Element der Liebe, oder zum mindesten der Verliebtheit, – also der leidenschaftlichen Bezogenheit des Schaffenden zum menschlichen Wesen, zur Kreatur. Und damit auch zu seinem Schöpfer, zum creator spiritus. Solche leidenschaftliche Beziehung kann sich sehr wohl auch in Kritik, sogar in Verzerrung äußern, solange sie nicht von der unfruchtbaren Kälte des Hasses ertötet wird. Daumier ist kein gemüthlicher Beobachter, kein behaglicher Zeitgenosse, er mag sogar den bösen Blick haben, aber ein Daumier, ein Goya, ist grausam vernarrt in die menschliche Erscheinung, wenn auch in den Ausdruck ihrer Schwächen, Mängel und Wüstheiten. Wer aus einer geheimen Liebe die Geißel schwingt, mag heilen statt zu verletzen.

Ein Stück aber wie »Der Hauptmann von Köpenick« hat nicht die Absicht oder die Mission zu geißeln. Es ist keine Satire und darf auch in seinen satirischen Zügen nicht karikaturistisch gespielt oder aufgefaßt werden. Worauf es hier ankommt, ist nicht die Verulkung oder Verspottung, sondern die Spiegelung des deutschen Charakters, dessen helle und lautere Anlagen ebenso wie seine Trübheiten und Abgründe in den Gestalten dieses Stückes gemeint sind.

Als Eigenschaftsworte zur Kennzeichnung der Satire benutzt man gewöhnlich die Worte »scharf« und »bitter«. Zu einem Märchen würden sie wenig passen. Im Märchen aber stellt sich ein Gleichnis dar. Es erzählt das längst Vergangene, das, was »einmal war«, – als ein Symbol für das, was nicht vergangen ist, und eine Verdichtung dessen, was nicht vergehen wird. Denn hinter den alten Geschichten stehen immer die neuen und jungen, vom menschlichen Leben und Wesen. Deshalb scheint es mir möglich, daß mein alter Wilhelm Voigt, der »Mann ohne Paß und ohne Aufenthalt«, dessen Schicksal vielen von uns inzwischen bedenklich nahe gekommen ist, auch heute noch etwas Lebendiges an sich hat. Und daß auch heute noch die simple Märchenwahrheit in uns anklingen mag, die der bucklige Schneider Wabschke einmal dem »echten« Hauptmann sagt:

»Die Welt ist groß – und jeden Morgen geht die Sonne auf. Ick meine, – wenn Einer gesund ist und seine graden Knochen hat, – ick meine, – wenn Einer 'n richtiger Mensch ist, – das is doch die Hauptsache, Herr Hauptmann. Das is doch die Hauptsache.«